XV. Jahrg. Berlin, den 17. August 1907. Nr. 46.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Kriegsphilosophie. Von Samuel Saenger	229
Düsterer Abend. Von Camill Hoffmann	235
Carducci. Von Paolo Zendrini	236
Modernes Weltbürgerthum. Von Walther Schücking	244
Für Strauß. Von Klaus Pringsheim	246
Ferdinand Cortez. Von Ewald Gerhard Seeliger	250
Standard Oil. Von Ladon	257

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: **Amt VI:**
No. 675 Direktion.
„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.
„ 7914
„ 7915 } **Kuxenabteilung.**
„ 7916

Telegramme: **Ulricus.**

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

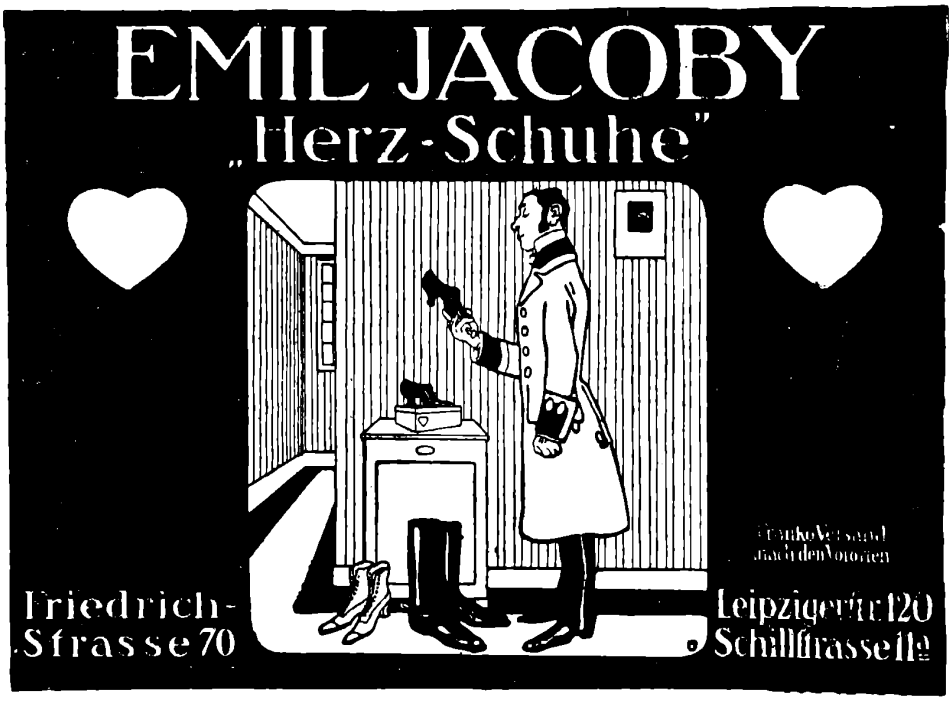
9–1 und 3–5 Uhr.

Sanatorium f. Magen-, Darm- Leberleidende u.

Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer
Berlin SW., Königgrätzer Str. 110c.



Mädler's Patent-Koffer

unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit
sowie sämtliche
Reise-Artikel und Lederwaren
Moritz Mädler

Leipzig	Berlin	Hamburg	Frankfurt a. M.
Petersstr. 8	Leipzigerstr. 101/2	Nenerwall 84	Kaiserstr. 29

Preisliste versende gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Zukunft.

Berlin, den 17. August 1907.

Kriegsphilosophie.

Heinrich von Treitschke war groß in der Liebe und stark im Haß. Die „Goldene Mittelstraße" wandelte er nie; und die von stärkster Leidenschaft geschwellte Rede, die brausend sich über den Hörer ergoß, glättete sich selten zu jener abgeklärten Ruhe und Heiterkeit, die den vom Sturm und Drang des Tages erregten Menschen so wohlthuend umfängt. Sicher war Treitschke auch weichen, sentimentalen Stimmungen unterworfen, was nicht erst durch den Hinweis auf seine (an sich schwachen) Gedichte (Studien; Vaterländische Gedichte) bewiesen zu werden braucht; aber sein Herz gehörte nicht der Lyrik, sondern der Epik und der Dramatik. Das Waffengeklirr mythischer Vorzeit, das die großen epischen Dichtungen erfüllt, berauschte sein Ohr. Und an den Halbgöttern der Urzeit, die das Schicksal der Menschen nach ihrem langen, ungebrochenen Willen kneteten, an den großen Männern der Geschichte, die über das dunkle Gewimmel in den Tiefen emporragten und dem Haufen ihren Willen aufzwangen, konnte sein begeistertes Auge sich nicht sattsehen. Der Kampf um hohe Ziele, Charaktere, die sich in heftigen Leidenschaften entladen, Epochen, die einer großen Zukunft auf mühsam verschlungenen Wegen langsam entgegenreifen, die ewig bewegte See des politischen Lebens, das sich nie vollendet, von Aufgabe zu Aufgabe weiterstürmt und keine Zeit vergönnt, sich des Erreichten, unter schweren Opfern und Martern Eroberten zu freuen: Das waren die großen Gegenstände seiner Feder und seines politischen Interesses.

Kann es da verwundern, daß seine Urtheile oft ungerecht sind, sein Wort oft unverdient strafend züchtigte oder lobend übertrieb? Er war zur Parteinahme geboren; sein leidenschaftlich pochendes Blut trieb ihn dazu. Die kühle Entfernung von den Dingen, aus der die historische Unbefangenheit geboren wird, hat er nie angestrebt. Konnte er nie anstreben wollen, ohne seine Kampf-

natur zu verleugnen. Seine besten Gaben vermochte er daher in der höheren Publizistik am Erfolgreichsten zu verwerthen: dort, wo er mit der Gewalt der phantasievollen Rede und der Gluth seiner Ueberzeugungen für ein großes nationales Werk eintreten und den Thatmenschen, die es herbeiführen halfen, beistehen konnte. Was er daher vor 70 leistete, als Schrittmacher der werdenden deutschen Einheit und Helfer Bismarcks, was ein Mann von dieser historischen Kultur und dieser zündenden Beredsamkeit leisten mußte, um im Inneren Deutschlands die centrifugalen Kräfte des Partikularismus niederzuringen: Das bleibt Treitschkes Ruhm für ewig. Man muß in unbeschränktestem Sinn ultramontan sein, um angesichts solcher Lebensleistung unverdrossen an Treitschke herumzumäkeln und seine Anschauungen an den Pranger zu stellen. So las ich jüngst wieder in einem katholischen Blatt, daß Treitschkes Art, den Krieg „gewissermaßen" als moralische Nothwendigkeit zu preisen, im höchsten Grade unchristlich und auf jene unter Protestanten so häufige Gewohnheit zurückzuführen sei, ein innerliches Heidenthum mit nach Christlichkeit schielenden Worten zu verdecken. Mag sein. Ich weiß nur Dieses: daß viele gläubige Katholiken die unbedingte Rechtfertigung des Krieges durch den unbedingten Papisten Joseph de Maistre nicht kennen, einen Mann also von überragender geistiger Kraft und begreiflicher Autorität in gebildeten katholischen Kreisen; und ich weiß ferner, daß weder Katholiken noch sehr, sehr viele Protestanten Treitschkes Ansichten über den Krieg wirklich kennen. Schade darum. Sie haben Charakter und Zusammenhang und verdienen gerade während der Tagung der haager Friedenskonferenz gewürdigt zu werden. Ich gebe sie zunächst getreu wieder, gedrängt und möglichst ohne kritische Zwischenbemerkungen: und bin überzeugt, daß der verehrte Herausgeber dieser Zeitschrift katholischen Blättern gestatten wird, sie auch ohne Angabe der Quelle abzudrucken . . .

In dieser Welt der Arbeit hat sich eine Theorie der blinden Friedensseligkeit herausgebildet, die weder dem Wesen der Natur noch dem des Staates entspricht. Denn „unfühlend ist die Natur". Und der Staat? Hat er sich von seiner natürlichen Grundlage so weit entfernt, daß Spinozas Axiom nicht mehr gilt: Ein Ding hat nur so viel Wirklichkeit, wie es Macht besitzt? Unpolitische, an rousseauscher Sentimentalität leidende Köpfe glauben an ein gesellschaftliches Nebeneinander ohne Reibungen; an ein sich solidarisch fühlendes Menschengeschlecht, in dem die volklichen Unterschiede verblassen und der Drang der einzelnen Gruppen nach Selbstbehauptung schwindet; an das Erstarken des Mitleides, das allmählich einen unwiderstehlichen Ekel vor dem unsäglichen Kriegselend erzeugen und so den Krieg selber immer seltener, die Friedenszeiten immer länger, die Friedensarbeit immer ersprießlicher machen wird. So leuchtet am Horizont dieser scheinbar unvermeidlichen Entwickelung der ewige Friede auf. Im Zusammenhang dieser Anschauungen haben die Begriffe des Vater-

landes, der nationalen Ehre keinen Platz, zählen die besonderen nationalen Aufgaben nicht, die aus den besonderen historischen, geographischen, wirthschaftlichen Bedingungen des bisherigen nationalen Lebens und der besonderen Rassenbegabung abgeleitet zu werden pflegen. Das seien traurige Ueberreste mittelalterlicher Barbarei. Treitschkes Kampfnatur, seine in der nationalen Eigenheit wurzelnde Kraft bäumt sich gegen diese „Wahngebilde" auf. Er brandmarkt sie als politische Gedankenlosigkeit und bedauert, daß Kant, der große Immanuel Kant, den Glanz seines Namens dazu hergegeben habe, sie in Kurs zu bringen: der große Metaphysiker sei eben ein unpolitischer Kopf, in diesem einen Punkt ein Kind der verweichlichenden und verweibenden Aufklärung gewesen. Nur einzelne quäkerische Schwärmer, ruft er aus, wollen nicht sehen, wie wunderschön das Alte Testament die Herrlichkeit des heiligen und gerechten Krieges preist. Und statt Kant in seinen Schwächen zu bewundern, sollten wir lieber auf die tiefen und großen Gedanken zurückgreifen, die Fichte und Hegel über den Krieg ausgesprochen haben... Hier kann ich eine Bemerkung oder vielmehr eine Berichtigung nicht unterdrücken: Was Treitschke als Gedanken Fichtes und Hegels wiedergiebt, ist der Kern der naturalistischen Staatsrechtstheorie, deren Väter Thomas Hobbes und Baruch Spinoza sind. Der große holländische Jude wird erwähnt, der unerbittlich scharfsichtige Engländer wird übergangen. Auch wird Kants philosophischer Entwurf „Zum ewigen Frieden" von Treitschke ganz falsch eingeschätzt. Er stammt zwar erst aus dem Jahr 1795, einer Zeit also, wo in dem Riesengehirn des Philosophen die Lichter sacht zu verlöschen beginnen. Aber die architektonische Kraft seiner Grundgedanken wirkt ungebrochen fort; und aus den „Zusätzen" spricht eine durch moralische Absichten so völlig unverdunkelte naturrechtliche Auffassung des Staats- und Völkerlebens, daß es fast den Eindruck macht, als ob der Historiker bei der Lecture des Entwurfes über die Präliminar- und Definitivartikel nicht hinausgekommen sei. Doch Das ist hier Nebensache: es kommt auf die Grundanschauung an. Welche ist sie?

Mit dem Begriff des Staates ist der Begriff der Selbstbehauptung so gut gegeben wie mit dem der Persönlichkeit. Das Wesen des Staates liegt in der Macht; der Staat ist ein Zweckverband, um seine Machtfülle zu steigern. Er ist das zu einer souverainen Macht organisirte Volk; sein erster Beruf ist daher der Schutz gegen äußere und innere Feinde. Bei reifender Gesittung gesellen sich dieser elementarsten Aufgabe des Staates andere, höhere Kulturzwecke bei; aber ohne Gerichte gegen die Störer der inneren Ordnung, ohne Waffen gegen den fremden Staat, der sich zum eigenen feindlich stellt, diesen an der Entfaltung seiner materiellen und geistigen Kräfte und Eigenheiten zu hindern trachtet: ohne solche Mittel des Selbstschutzes und der Selbstbehauptung giebt ein Staat sich selbst auf. Der Krieg ist daher, als äußerstes und letztes Mittel dieser Selbstbehauptung, eine politische Nothwendigkeit. Und wie die

realen Dinge einmal liegen, ist auch in alle Zukunft die Vorstellung einer Menschheitentwickelung nicht denkbar, bei der alle nationalen und Rassenverschiedenheiten, alle Absonderungen staatlicher Art (die immer wieder die Keime zu Spannung, Feindschaft, Reibung enthalten) verschwinden. Im Gegentheil: die Entwickelung, die natürliche so gut wie die gesellschaftliche, geht vom Einfachen zum Zusammengesetzten, von der Einheit zur Vielheit; ihr Wesen ist Differenzirung. Die Möglichkeit, daß diese Differenzirung sich innerhalb der Nationalstaaten immer weiter fortsetzen könne, bis zu dem Punkt, daß der Staat in lauter selbstbewußte Individuen zerbröckelt, faßt Treitschke überhaupt nicht ins Auge: mit Recht, da er historisch, nicht abstrakt philosophisch denkt und die Entwickelung der geschichtlichen (wie auch der natürlichen) Welt beweist, daß Tendenzen der angedeuteten Art Zeiten des Niederganges, der Anarchie, nicht Perioden der Aufwärtsbewegung, gesteigerter Ordnung also, im Gefolge hatten. Für Treitschke ist der Staat eine jedem Einzelwesen, jeder Berufsgemeinschaft, jedem Lokalverband überlegene höhere Einheit, er erkennt ihm das Recht und die Würde einer sittlichen Persönlichkeit zu, die, um existiren und sich entfalten zu können, zu allen Zeiten unter dem Zwang übermächtiger Umstände das Recht beansprucht hat, über das Leben der Einzelwesen verfügen zu können, und ihnen den Opfermuth als höchste sittliche Pflicht auferlegt. „Wie der einzelne Mensch, so bilden auch die Völker, je höher sie aufsteigen, die Eigenart ihres Charakters um so schärfer aus. Wie jeder ganze Mann, jeder Meister befugt ist, sich in der kleinen Welt, die er beherrscht, allen anderen Männern gleich zu dünken: eben so und mit weit besserem Recht glaubt jedes große Volk, daß es keinem anderen Volk nachstehe, denn es weiß, daß von den tausend und abertausend sittlichen Kräften, welche die reiche Menschengesittung bilden, irgendeine gerade auf seinem Boden die höchste Entfaltung erlangt hat."

Treitschke konstatirt immer wieder, daß das Selbstbewußtsein der Nationen erstarkt und darum, trotz der engeren Verkettung der Interessen aller Kulturmenschen, trotz der Annäherung ihrer Sitten und Lebensgewohnheiten und Umgangsformen, trotz ihrer unauflöslichen Verkettung in die Weltwirthschaft und der dadurch erzeugten Abhängigkeit des Einen vom Anderen der Krieg schwerlich jemals von der Erde verschwinden kann. Denn die ewigen Dinge sind in ewigem Werden, Staaten entstehen, Staaten vergehen; und nicht einmal für Europa läßt sich eine endgiltige Form des Staatensystems auch nur erdenken. Entspricht diese Auffassung nicht den positiven Verhältnissen und wirksamsten politischen Tendenzen? Oder hat sie, seit Treitschke sie niederschrieb, thatsächlich eine Abschwächung erfahren? Es giebt tausend Mittel, den ewigen Widerstreit der Menschen zu schlichten; noch sind sie nicht entfernt erschöpft: und daraus erwachsen den Regirten und Regirenden täglich neue soziale, politische, diplomatische Aufgaben. Aber es giebt Verwickelungen, bei denen der Krieg allein die heillose Verwirrung der Geister, den unauflöslichen Widerstreit der

Interessen endgiltiger, also sittlicher zu beseitigen und den Frieden länger zu verbürgen vermag als der faule, durch Advokatenkniffe herbeigeführte Kompromiß.

Natürlich ist der Krieg, der große und gerechte Krieg ein Aeußerstes. „Jahrzehnte lang", bekennt der Historiker, „haben wir Männer der preußischen Partei uns müde geschrieben, um zu zeigen, daß Preußen allein die sittliche Kraft besitze, Deutschland neu zu ordnen; der Beweis dafür ward erst auf den Schlachtfeldern Böhmens erbracht." Das heißt: den gerechten nationalen Krieg sendet das Schicksal; dem müssen wir in Demuth uns beugen. Freilich erweckt auch der gerechte Krieg die gemeinen Triebe im Menschen; er bricht plötzlich herein und erscheint den gesitteten Völkern zunächst als eine Aufhebung aller natürlichen Ordnung. Aber sprießen nicht auch bei lange fortgesetztem Frieden allerhand Laster auf und gedeiht da nicht sittliche Fäulniß? Sind Habgier und Schwindel, Genußsucht und mit den ekelhaften Mitteln des Ränkespiels, der Scheelsucht, der Verleumdung, des Treubruches, der Advokatenlogik operirende Selbstsucht ästhetisch und sittlich annehmbarer als die Laster des Krieges? Ja, von hier aus gesehen, kommt man leicht dazu, den Krieg als eine Hohe Schule der Mannbarkeit und sozialen Tugenden zu preisen und von dem Krieger mit Luther zu rühmen: sein Amt sei „göttlich und der Welt so nöthig und nützlich als Essen und Trinken oder sonst ein ander Werk."

Wenn Treitschke vom Krieg in hohen Tönen spricht, als treuer Sohn eines Volkes, das sich unter unsäglichen Schwierigkeiten das Recht auf eine unbedingte nationale Selbständigkeit erkämpfte, so darf man nie vergessen, hinzuzufügen, welche Art Krieg er meint und wie er den gerechten nationalen Krieg begrifflich bestimmt. Als letztes Mittel einer frivolen Staatskunst verabscheut er ihn wie nur Einer; und er wird nicht müde, zu sagen, daß in einem gebildeten Volk, dessen Heeresverfassung sich auf allgemeiner Wehrpflicht aufbaut, ein gemeiner Landsknechtsgeist gar nicht aufkommen kann, und zu ermahnen, daß der einmüthige Wille eines freien Volkes, zum Beispiel: des englischen zur Zeit Olivers Cromwell, die Macht der Bayonnette stets noch zu brechen gewußt hat. Thatsächlich betrachtet die große Mehrheit des deutschen Volkes das Heer nicht als unangenehmen Fremdkörper, sondern eher als Schule der Mannheit: es ist populär, obwohl seine Erhaltung schwere Opfer heischt.

Endlich ist ein dummer und wahrheitwidriger Vorwurf zurückzuweisen, den man immer wieder erhebt, um Treitschke bloszustellen. Nie hat er, nicht einmal in dem ersten Begeisterungtaumel über hart erfochtene Siege, ein schlagfertiges Heer als letzten Endzweck des Staats- und Gemeinschaftlebens bezeichnet; er hat es nie anders denn als Vorbedingung betrachtet, die eine friedliche Kulturarbeit innerhalb des Staates überhaupt erst möglich macht. Preußen war nie ein Militärstaat im rohen Sinn des Wortes, hat weniger Kriege geführt als irgendeine andere Großmacht. „Nur einmal regirte in der deutschen Haupt-

stadt der Säbel; und diese kurze Epoche des berliner Belagerungzustandes, die neben den verwandten Erfahrungen der anderen Hauptstädte immerhin sehr mild erscheint, gilt heute jedem Denkenden als eine Schmach, als eine häßliche Störung der streng bürgerlichen Rechtsordnung, die sonst immer in Preußen herrschte." Ich weiß nicht, woher man das Recht nimmt, den großen Publizisten als blindwüthigen Anbeter einer selbstherrlichen Soldateska hinzustellen; seine Vorliebe für die Darstellung der kriegerischen Episoden in der preußischen Geschichte reicht zur Begründung dieses Rechtes nicht aus.

Eine andere Auffassung vom Kriege, ein anderer Begriff als der blos chimärische vom Ewigen Frieden ist freilich möglich, wie ja überhaupt die allgemeine weltgeschichtliche Orientirung Treitschkes ihre Lücken und Einseitigkeiten hat. Als Historiker konstruirt er aus Erfahrungen für (künftige) Erfahrungen, schließt er von Einzelnem auf Einzelnes; als Publizist verdichtet er Erfahrungen zu einem Standpunkt, der zugleich Maßstab und Richtunglinie für individuelle Zwecke ist, gegen andere Standpunkte blind macht und Dem, der ihn vertritt, nicht einmal die Freiheit läßt, andere Standpunkte als dialektische Nothwendigkeiten zu begreifen. Das philosophische Verfahren, das einzelne Faktum als Symbol des Zeitlosen zu begreifen, übt er nie. So faßt er den Staat immmer als sittliche Persönlichkeit, dem der Wille zur Selbstbehauptung eben so eingeboren ist wie dem Einzelwesen der Drang, in seinem Wesen zu beharren (in esse suo perseverare). Aber die sittliche Persönlichkeit ist einer der abgeleitetsten Begriffe, die existiren, und die Form der Wirklichkeit, auf die er Bezug hat (eben der Staat), ein ganz spätes, bewußte Theilnahme und Arbeit am sozialen Geschehen voraussetzendes Entwickelungprodukt des Gemeinschaftlebens. Diese langsame und späte Entwickelung, die parallel läuft mit der Entwickelung von der Thierheit zur Bewußtheit hat die Sittlichkeit nicht zur Voraussetzung, sondern zum Ziel: da Sittlichkeit ohne Bewußtheit ein Unding ist. Das meinten die Philosophen, wenn sie sich fragten, nach welchem Modus der status naturalis in den status civilis, das Naturrecht in das Staatsrecht übergehe. Diese Verwandlung ist ja gekommen; wäre, mit Kant zu reden, sogar möglich in einem Volk von Teufeln, wenn sie nur Verstand haben. Jener Uebergang ist ja nicht eine Frucht des Willens zu moralischer Besserung, sondern des Mechanismus der Natur, die den Menschen zwingt, sich unter Zwangsgesetze zu begeben und den Friedenszustand, in dem die Gesetze Kraft haben, fortwährend als Urfaktum seiner gesellschaftlichen und sittlichen Existenz anzuerkennen. Die Entwickelung des vergesellschafteten Menschen macht nun aber nicht bei der Verwandlung des Naturrechtes in das Staatsrecht Halt, sondern treibt zur Bildung des Völkerrechtes, womit doch wenigstens die Tendenz gegeben ist, die Reibungen unter den Völkern durch Veranstaltungen zu beseitigen, ähnlich denen, durch die der „Widerstreit der unfriedlichen Gesinnungen" innerhalb einer

einzigen Volksgemeinschaft geschlichtet wird. Von dieser Tendenz auf den Ewigen Frieden spricht Kant; er fordert nur, man solle sie bejahen, hat aber nirgends gesagt, daß diese ins Unendliche verlaufende Bewegung in endlicher Zeit beendet sein könne. Darum nennt er den Glauben an dieses Ziel der Kulturbewegung eine regulative Idee. Treitschke hat kein Recht, Kants Arbeit als dialektische Spielerei wegzuschieben.

Trotzdem sind Treitschkes Gedanken über den Krieg aus einem Guß, charaktervoll selbst in ihren Irrthümern und Uebertreibungen, von einem starken politischen Instinkt getragen und, vom Standpunkt des im Positiven, Wirklichen, Phänomenalen lebenden Historikers, folgerichtig zu Ende gedacht. Man kann sie gerecht nicht beurtheilen, wenn man ihre Herkunft aus der großen Wendung der preußisch-deutschen Geschichte unberücksichtigt läßt, die Treitschke als unermüdlicher Wecker und Warner, als leidenschaftlich theilnehmender und mitwirkender Zeitgenosse durchlebt hat.

Dr. Samuel Saenger.

Düsterer Abend.

Die Segel trieben mit der Bö,
Die letzte Sonne übergoß
Sie feurig und der Abend floß
In schwarzen Schleiern aus der Höh'.

Die Fischer stießen an den Strand.
In rundgebauchten Körben lag
Des heißen Tages Mühertrag,
Lebendig gleißend bis zum Rand.

Gleich Räubern blickten, hart und fest,
Die Fischer hinter sich, voll Gier.
Das Meer war wie ein wildes Thier,
Das schlafend sich belisten läßt.

Wien. Camill Hoffmann.

Carducci.

Die moderne italienische Dichtung hat in Deutschland nur wenig Beachtung gefunden. Das muß um so mehr auffallen, als die Entwickelungsgeschichte der beiden Nationen im vorigen Jahrhundert sehr ähnlich war. Hinderte Vorurtheil und Verständnißlosigkeit die Bekanntschaft? War der deutsche Volksgeist zu sehr mit sich selbst beschäftigt? Das wäre seltsam in einer Zeit, wo ein poetischer Kosmopolitismus die Deutschen in den fernsten Zonen, den entlegensten Zeiten, bei den fremdesten Völkern heimisch zu machen unternahm und ihre Dichter in der Tracht des indischen Brahmanen, des arabischen Märchenerzählers, des persischen Rhapsoden sich so frei und sicher wie in der heimischen zu bewegen suchten. Dennoch sind die Namen eines Foscolo, Pindemonte, Monti, eines Tomaso Grossi, Giusti, Leopardi, Berchet, Stecchetti, Panzacchi, Pascoli der großen Mehrzahl der gebildeten Deutschen nicht viel mehr als ein leerer Klang, wecken in ihnen, wenn überhaupt irgendwelche, nur unklare Vorstellungen. Selbst als Giosuè Carducci, kurz vor seinem Tode, den Nobelpreis erhalten hatte, blieb er in Deutschland ein fast völlig Unbekannter.

Ein Hauptgrund dieser Vernachlässigung liegt wohl in der Sprache. Französisch und Englisch sprechen Viele. Italienisch Wenige so gut, wie zu müheloſem Genießen nöthig wäre. Die Dutzendmeister der Uebersetzungskunst aber scheuen den mühevollen Versuch, diesen Musengarten zu plündern; neben den Blüthen stehen da allzu spitzige Dornen. In der italienischen Lyrik haben die Reize der Sprache eine so überwiegende Bedeutung, daß ohne hohen Sinn für stilvolle Anmuth und ohne den Schweiß einer langen, ernsten Kunstbemühung die Schwierigkeiten dichterischer Nachbildung nicht zu bemeistern sind. Die Dutzendübersetzung würde ein fadenscheiniges Gedankengewebe von nüchterner Rhetorik ohne Duft und Schmelz bieten. Und doch wird die Uebersetzungskunst noch lange des Vermittleramtes zwischen Italiens und Deutschlands Dichtung zu walten haben; denn nur sehr allmählich scheint die ehrenvolle Stellung, die Italien sich im Kreis der Nationen wiedererrungen hat, auch der Verbreitung seiner Sprache und geistigen Kultur nützlich werden zu sollen.

In Carducci hat Italien einen der starken Geister verloren, die als Dichter, Propheten und Kämpfer während der denkwürdigen Erhebung des italienischen Volksgeistes groß geworden sind und, tief von ihr ergriffen, fruchtbar auf sie zurückgewirkt haben. Da der Dichter über Das, was auf seine Entwickelung bestimmend einwirkte, in früher zerstreuten, jetzt zum großen Theil gesammelten Prosaschriften selbst deutlich gesprochen hat, empfiehlt es sich, aus dieser reinen Quelle zu schöpfen, in ihr das Bild seiner Persönlichkeit zu suchen. Aus einem Sammelbande, den er unter dem Titel „Selbstbekenntnisse und Schlachten“ herausgab, erfahren wir, daß er am siebenundzwanzigsten Juli

1835 in den toskanischen Sümpfen (Maremme) geboren war. Sein Vater, ein vielverfolgter Karbonaro aus Florenz, hatte es dort bis zu der kümmerlichen Stellung eines Medico condotto (Gemeindearztes) gebracht. Der Junge war kräftig, heilte sich vom Maremmenfieber durch Streifzüge auf die waldigen Höhen und kam dann ins Geistliche Gymnasium der Scolopi von Florenz. Schon früh las er die Alten, das „Befreite Jerusalem" von Tasso, die „Geschichte der Französischen Revolution" von Thiers, die „Römische Geschichte" von Rollin, die „Hölle" von Dante. Besonders gefielen ihm und den vertrautesten Kameraden Thiers und der gute Rollin; in Pantomimen, bei denen es natürlich nicht ohne Steinwürfe und Stockschläge abging, stellten sie die Kämpfe der Römer und französischen Jakobiner dar. „In diesen Vorstellungen", schreibt Carducci, „wurde die historische Wahrheit nicht mit dem Pedantismus eingehalten, der die dramatische Wirkung zu verderben pflegt. Mit welchem Hagel von Kieseln bewarf ich eines Tages Caesar, der eben den Rubikon überschreiten wollte! Diesmal mußte sich der Tyrann mit seinen Legionen flüchten (wohin, weiß ich nicht) und die Republik ward gerettet. Aber am nächsten Tag überfiel mich Caesar in einem Gebüsch; er behauptete, es sei der Wald der Furien und er selbst sei Opimius. Ich wehrte mich zwar gegen den Anachronismus und gab mich für Scipio Aemilian aus; er ließ mich wie einen Gracchus von seinen Bogenschützen heranziehen und unbarmherzig durchhauen, trotzdem ich verlangte, er solle wenigstens der Geschichte treu bleiben und mir gestatten, mich von meinem Sklaven umbringen zu lassen. Wie diese verruchten Bogenschützen auf mich einschlugen und wie sie dabei lachten! Ich rächte mich übrigens bald; und hielt mich nun sogar an die Geschichte: ich erstürmte einen Stall, der die Tuilerien darstellte, und ließ der Volkswuth gegen die Schweizer Ludwigs des Sechzehnten freien Lauf."

Der Vater Giosuès war Manzonianer, also katholisch gesinnt, und liebte diese klassischen Reminiszenzen nicht. Er sperrte seinen Sohn ein und gab ihm drei Bücher zu lesen: die „Katholische Moral" von Manzoni, die „Pflichten des Menschen" und das „Leben eines Heiligen". Die Folge war vorauszusehen: Carducci faßte einen „katilinarischen Haß" gegen diese unbedeutenden Werke. Er stellte sich ans Fenster und sagte klassische Verse auf, während seine Feinde, die Schützen des Opimius und die Schweizer Ludwigs des Sechzehnten, ihn von der Straße her auslachten und mit Aepfeln bewarfen. Zugleich mit dem Sinn für Poesie erwachte in dem Knaben schon früh die Schaffenslust; im zwölften Jahr schrieb er Verse. „Doch", schreibt er weiter, „den wirklich ersten Schritt mit der festen Absicht, zu sündigen, die freilich nicht zur Ausführung kam, that ich im Jahr 1852. An einem Julitag hatte ich den Muth, in allen Metren, die mir durch den Kopf gingen, eine romantische Novelle zusammenzuschreiben. Ich betitelte sie ‚Liebe und Tod'. Ein Bischen

von Allem war darin: ein Turnier in der Provence, der Raub der Königin des Turniers durch den Sieger, einen italienischen Ritter, eine Flucht mit Zwiegesprächen bei Mondschein unter Tannen, der Bruder der nicht mehr jungfräulichen Jungfrau, der die Liebenden in Neapel einholt, ein Duell, der Tod des Liebhabers und die Einkleidung der Liebhaberin als Nonne, ihr allmählich beginnender Wahnsinn und darauf folgender Tod."

Carduccis erste Gedichtsammlung, die 1857 unter dem Titel „Juvenilia" herauskam, stieß auf den lebhaftesten Widerspruch; einstimmig tadelte man die Sprache und bestritt ihm alles poetische Talent. Wirklich enthalten die „Juvenilia" noch vieles Minderwerthige; als Form herrscht das überlieferte Sonett vor und in der sapphischen Ode ist durchweg der Reim angewandt. Diese Gedichte sind fast alle so unreif wie die meisten leipziger Gedichte Goethes. Die Sonette, die Carducci an Goldoni, Metastasio, Monti schreibt, sind Gymnasiastenpoesie; selbst in der Form schwach, ohne Einheit, ohne das konzettistische Zusammenfassen, das ein Sonett erfordert.

Im Jahr 1860 erhielt Carducci, nachdem er schon in Pistoja öffentlich, in Florenz privatim als Lehrer thätig gewesen war, einen Ruf als Professor der klassischen Literatur an die Universität Bologna. Zunächst vertiefte er sich nun eifrig in philologische Studien, mit dem Vorsatz, der Dichtung für längere Zeit zu entsagen. Früchte dieser gelehrten Studien, die hauptsächlich auf die italienische Literatur des Trecento und der folgenden Jahrhunderte gerichtet waren, sind zahlreiche Ausgaben älterer Dichtwerke und literarhistorische Untersuchungen. „Ich ging den Dingen aus dem Weg und nahm, um mich von jeder Versuchung zu befreien, ein kaltes philologisches Bad und hüllte mich in das Leichentuch der Gelehrsamkeit. Süß war mirs, inmitten all des hohlen Geschwätzes von ‚Neuem Leben' mich mit den vermummten Schatten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zu unterhalten. Und ich befuhr die Küsten des toten Mittelalter-Meeres, aus dessen bleigrauen Wassern noch die Ruinen der versunkenen Stadt heraufschimmern. Die blauen Blumen der Romantik, die den schlüpfrigen Uferabhang verdecken, berauschten mich nicht bis zur Entkräftung; wie die der Legende zerfielen sie zu Asche, wenn man sie pflückte; auch die großen gläsernen Augen der mystischen Circe machten mich nicht krank, die starr aus tiefem Abgrunde heraufblitzten. Zur selben Zeit studirte ich, um ein Gegengewicht zu haben, die revolutionären Bewegungen in der Geschichte und in der Literatur. Und so entstand nach und nach in meinem Innern nicht eine Umbildung, aber eine Abklärung, die mich wunderte und tröstete. Wie sehr war ich mit mir zufrieden (Verzeihung!), als ich mich überzeugte, daß mein eigensinniger Klassizismus nichts Anderes sei als eine gerechte Abneigung gegen die literarische und politische Reaktion von 1815 und daß ich mich dabei auf viele berühmte Denker und Künstler berufen konnte!"

Diese innere Wandlung findet ihren Ausdruck in einer zweiten Gedichtsammlung, die 1867 unter dem Titel „Levia gravia“ herauskam. Der Thatendrang läßt den Dichter nicht in stumpfen Quietismus versinken. Er findet noch genug zu thun in einer Welt, wo der Schmerzensschrei der Menschenbrust laute Anklagen gegen den Himmel erhebt, wo der Eine aus der Schmach des Anderen Gewinn zieht, wo Gewalt unter der Maske des Rechtes und der Betrug oft genug unter der Priesterbinde das Feld behauptet. Und er sieht eine blutigrothe Wolke zum Himmel schweben, Vergeltung heischend für all das Unrecht auf Erden, er hört das Weinen verzweifelnder Mütter und verschmachtender Säuglinge, die Seufzer der Mädchen, die um den Preis ihrer Ehre das Leben fristen, den Aufschrei Derer, die nicht mehr glauben und aus Verzweiflung ins Verbrechen abirren, und ermahnt seine Lieder, sich ins Rollen des Donners und ins Tosen des Sturmes zu mischen: „Der Freiheit Geist regt seine Waffen schon, Dein Lied sei, Muse, ihm Drometenton!“

In den Jahren 1869 und 70 trieb Carducci eifrig deutsche Studien; er übersetzte aus Goethe, Schiller, Klopstock, Herder, Platen und Heine. Von Heine wählte er mit Absicht die bissigsten, schneidendsten Verse. Sie waren ihm sympathisch, denn er selbst strotzte von dem grimmigen Hohn, von der ätzenden Ironie, die uns bei Heine hinreißen und verwunden. Aber Carducci hatte eine Eigenschaft, die dem Deutschen fehlte: tiefen sittlichen Ernst. Während Heine den Spott um des Spottes willen trieb, schwingt Carducci die Geißel im Sinn Juvenals. Die Leser mögen manchmal laut auflachen, wenn seine feingeschmiedeten Verspfeile treffen; er selbst lächelt kaum. Glühender Patriotismus und starre republikanische Ueberzeugung bestimmen Carduccis ganze poetische Thätigkeit. Er ist nicht graziös und frivol, sondern herb und schroff. Als Sohn der toskanischen Maremmen erinnert er an die alten Bolognesen, die Berge von Gold ausschlugen, um Enzo in Haft behalten und ihre Rache an dem verhaßten Staufergeschlecht kühlen zu können; an jenen Filippo Strozzi, der bei Montemerlo wider Cosimo de' Medici focht und sich im Gefängniß selbst den Tod gab, nachdem er Vergils Vers an die Mauer geschrieben: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! Wenn man Carducci den Heine Italiens nennt, so gilt das Wort nur in sehr bedingtem Sinn.

Vorzügliches leistet er als Uebersetzer in den volltönenden, mäßig deklamatorischen Versen, die Klopstocks und Platens etwas rhetorisirende Gedichte wiedergeben. Man vergißt bei diesen schwungvollen Kadenzen, daß man es hier mit Uebersetzungen zu thun hat, und nimmt einige Stellen, an denen Carducci den Gedanken des Originals nicht völlig treu erfaßt hat, gern in den Kauf. In der freien Auswahl der Versmaße verfährt er wie ein geistreicher und empfindender Künstler, der, der Verschiedenheit seines Materials sich völlig bewußt, nur mit den diesem Material eigenthümlichen Mitteln den Sinn des

Urbildes wiederzugeben unternimmt. So übersetzte einst Wieland, statt im steifholprigen, undeutschen Hexameter Klopstocks, die Episteln des Horaz im bequemen Verse des „Nathan"; so übertrug Schiller den Trimeter des euripidischen Dialogs und die kunstvollen lyrischen Versmaße der Monodien in einfache, zum deutschen Metrum gewordene fünffüßige Jamben und in volltönende Reime, ähnlich denen seiner Chöre in der „Braut von Messina".

Carduccis Studium der deutschen Literatur trug wesentlich zu der inneren Entwickelung bei, die ihn so rasch auf die Höhe führte. In den „Odi barbare" konnte er dann der italienischen Literatur eine neue lyrische Form schenken.

Einen merklichen Fortschritt zeigen bereits die Nuove Poesie (1873). Auch sie sind meist agressio, wie die früheren Gedichte. Daß ein Mann, der Jahre lang eine so schroff antimonarchische Gesinnung offenbart hat, trotzdem eine Professur bekleiden konnte, ist ein schöner Beweis für die Freiheit der Italiener von heute. Zwar schwebte damals gegen Cavallotti, den Satiriker, der das Haus Savoyen so oft gekränkt hatte, ein Prozeß wegen Majestätbeleidigung; aber im Allgemeinen mußte die italienische Regirung duldsam gegen eine Partei sein, die das Vaterland mitbegründet und miterstritten hatte, und man hütete sich, einen Mann von der Bedeutung Carduccis anzutasten, wenn auch seine Gedichte Brandfackeln glichen, die er in die Herzen der italienischen Jugend schleuderte. An die Jünglinge wendet er sich in der Einleitung zu den „Neuen Gedichten":

Für Euch mein Leben! Mir sei es genug,
Mich im vergessenen Grab zu bergen;
Bekämpfet tapfer jeden frechen Trug,
Tyrannen und Tyrannenschergen!

Die politische Satire ist freilich nicht seine stärkste Seite. Humor im eigentlichen Sinn besitzt er nicht; seine Satire ist grausam und bissig bis zum Aeußersten und bietet nur zu oft statt der witzigen Pointen, die bei einem anderen Toskaner, Guiseppe Giusti, so unerreichbar sind, Wendungen von einer Grobheit, die in dem melodischen Idiom doppelt auffällt. Carducci hat, ich weiß es wohl, nicht den Ehrgeiz, ein Dichter für Mädchenschulen zu sein. Er giebt sich gern als einen modernen Rabelais. Aber er ist im Grund so wenig rabelaisisch wie die Zeit, für die er schreibt. Selbst wenn die Rabelaisiade bei einem Dichter heiter und natürlich ist, wie bei Heine, so ist es nur der Witz, der sie uns noch genießbar macht. Nun fehlt es aber Carducci an Witz wie an Heiterkeit. Aus all seinen Gedichten spricht ein cholerisches Temperament und bei seinen Trivialitäten merkt man noch dazu die Absicht: er will die sittsamen Leute ärgern. Wenn sein Zorn die Schranken bricht und überschäumt, dann addio, roba mia: die klassischen Formen, die er sich angewöhnt hat, genügen ihm nicht, denn im Grunde sind sie noch etwas kalt und nebelig und er will klar sprechen, will schimpfen, kann es aber nicht, denn er vermag den

alten Kram auch nicht von sich zu werfen. „Ich sehe ringsum Sklaven und Tyrannen", ruft er. Wo sind denn die Tyrannen im heutigen Italien? Die Tyrannophobie, die Heine im feudalen Deutschland mißfiel und die ihn bei Körner und Herwegh so verdroß, würde ihm unbegreiflich vorkommen in unserem Lande, wo gewiß viel Elend und Eselei walten, aber so wenig Tyrannei, daß ein Tyrannengeißler, wenn er auf der Straße einen Minister oder Unterstaatssekretär trifft, der einen Anflug von Literatur hat, Gefahr läuft, von diesem Ungeheuer mit einem melodischen „mio caro" angeredet und Arm in Arm ins nächste Kaffeehaus geführt zu werden; wo der Mensch, den er an den Pranger gestellt hat, ihm womöglich mit einem strahlenden Lächeln sagen wird, er sei der größte Dichter oder Redner des Jahrhunderts.

Gefühle von der Art der politischen Entrüstung Carduccis dürfen nicht an der Wirklichkeit kleben bleiben; der Dichter muß sie künstlerisch verklären; und er darf sich namentlich nicht in den Dienst der Partei stellen. Auch von dem Gefühl selbst muß der Dichter sich befreien: Zorn und Entrüstung mögen Gegenstand der Poesie sein wie Schmerz und Liebe; aber Gegenstand, nicht Ausdrucksmittel. Auch Dante war ganz Parteimann; aber die Erbitterung ging nie mit ihm durch. Carducci kommt oft gar nicht aus dem Zorn heraus. Ein Homer und ein Shakespeare, ein Cervantes und ein Goethe nahmen die Menschen und Dinge, wie sie sind, und sprühten nicht unausgesetzt Flammen gegen die „Tyrannen". Das ist Sache des Apostels und des Tribunen. Wenn der Dichter sich durchaus „auf die Zinne der Partei" stellen will, so mag er es immerhin thun, wenn er sich dadurch auch, zugleich mit der Billigkeit, der höheren Einsicht begiebt: aber dann wähle er wenigstens einen Parteistandpunkt, der eine künstlerische Auffassung erlaubt. Unbegreiflich ist, wie ein Denker, ein Historiker oder ein Künstler, der diesen Namen verdient, allen Ernstes Jacobiner sein kann. Zur Noth begreift man noch, daß dies prosaisch nüchterne Ideal, dessen Verwirklichung die unumschränkte Herrschaft der Mittelmäßigkeit stabiliren würde, in der Zeit der Julirevolution Menschenhirne begeistern konnte: einen französischen Dichter wie Auguste Barbier, dessen Grundzug tribunizische Rhetorik ist, einen aus preußischem Junkerthum geflüchteten Widerspruchsgeist, halb Romantiker, halb Jude, wie Heinrich Heine. Aber ein Klassiker wie Carducci sollte doch wahrlich den Anachronismus nicht begehen, seiner eigenen Natur nicht so weit untreu werden, daß er sich vor der Déesse Raison, dem Être Suprême oder auch vor dem Mene Tekel der Liberté, Égalité, Fraternité in den Staub legt. Mich dünkt, daß Heine, noch mehr als Barbier, es unserem Toskaner angethan hat. Diese Seite Heines scheint Carducci besonders imponirt zu haben; und seine Nachahmungen dieser schon im Original falschen Manier gehören nicht zum Glücklichen in seiner Dichtung: wir werden der repubblica vergine, der repubblica santa (der Republik

Robespierres und Gambettas) bald genug müde. Sehr gelungen scheinen mir dagegen die Uebersetzungen der „Weber" und des „Kaisers von China". Hier ist klassische Form; und Carducci ist sein Leben lang Klassiker geblieben.

Mehr als in allen früheren Leistungen tritt seine Bedeutung als Bannerträger des Klassizismus in der Sammlung hervor, die er von 1876 bis 1898 unter dem Namen „Barbarische Oden" in die Welt geschickt hat. War schon in seinen Erstlingen der Einfluß der antiken Literatur unverkennbar, so geht der Dichter in den „Odi barbare" noch einen Schritt weiter und versucht, auch die metrischen Formen des Alterthumes wiederzugeben. Ob sich dieses Problem, das übrigens schon seit Jahrhunderten Theorie und Praxis in Italien beschäftigt, in einer romanischen Sprache überhaupt lösen läßt, brauche ich hier nicht zu erörtern; angedeutet sei nur, daß die antiken Versmaße auch in Carduccis Nachbildung durchaus nicht so streng genommen sind wie in der deutschen Sprache und daß besonders die Distichen manchmal kaum noch das klassische Vorbild erkennen lassen. Wichtiger jedoch als diese formale Frage, die in Italien schon eine ziemlich umfangreiche Literatur hervorgerufen hat, ist der große Fortschritt, der sich im Inhalt dieser Oden zeigt. Die italienischen Landschaftbilder Carduccis heben sich sehr günstig von den konventionellen Schilderungen landläufiger Lyrik ab; sie haben wirkliche Lokalfarbe, sind nicht nur durch und durch italienisch, sondern, je nachdem, toskanisch, umbrisch, römisch. Mit welcher Meisterschaft Carducci Das darstellt, was die Malerei eine historische Landschaft nennt, zeigt sich besonders in der sapphischen Ode „An den Quellen des Clitumnus":

Dort am Fuß der Berge im Eichenschatten
Aus den Quellen strömt Dein Gesang, Italia!
Ja, es leben Nymphen allhier und Götter
Weihten dies Lager!

Alles schweigt nun, Alles! Vereinsamt bist Du,
O Clitumnus!

Nicht mehr netzt die heilige Fluth die stolzen
Opferstiere, wenn sie Trophäen Romas
Nach den Tempeln würdiger Ahnen brachten.
Keine Triumphe

Feiert Roma, keine! Aus Galilaea
Stieg zum Kapitol ein Fremdling, warf ein
Kreuz Rom in die Arme und sprach: „Das trage!
Trags und gehorche!"

Weinend flohn die Nymphen in ihre Flüsse,
In den Mutterschoß der gebräunten Rinden,
Oder wehten klagend als feuchte Wolken
Hoch um die Berge,

Als ein Trupp von seltsamen Leuten durch die
Leeren weißen Tempel, die Säulentrümmer,
Litaneien singend, in schwarzen Kutten
Langsam heranzog.

Wie viele seiner Zeitgenossen, vereinte Carducci klassische und romantische Elemente; romantisch ist er in seiner Auflehnung gegen das Herkömmliche, klassisch in seiner Vergötterung der Antike. Romantisch ist auch die wunderbare Unfaßbarkeit und Unendlichkeit der Gefühle, das vollständige Aufgehen in Phantasiegebilde, — Eigenschaften, die durchaus unserer Zeit gehören und in denen Carducci eine merkwürdige Uebereinstimmung mit deutscher Gefühlsweise zeigt. Den Italienern war die Vorzüglichkeit der Form stets die Hauptsache; daher kann auch das tiefste Gefühl den Dichter Carducci nicht so weit hinreißen, daß er die Form auflöst. Selbst wo es ihm gelingt, mittelalterlich fromme Legenden oder Invokationen nachzudichten, ist er immer südlich klar und bestimmt. Auch die antike Mythologie, die bei Heine immer durch den verschleiernden Nebel zweier Jahrtausende angesehen wird, tritt bei Carducci nackt und hell in festen Umrissen hervor. Kein nordischer Mondschein wirft sein flimmernd unsicheres Licht auf ihre Marmorgestalten, wie auf Heines Bacchus und seine Bacchanten. Die Kobolde gar, Elfen und Wichtelmännchen, der ganze deutsche Hexenspuk ist Carducci eine fremde Welt. Wohl empfindet er die Größe des Mittelalters; ihn aber reizt nur das Antike im Mittelalter: in der Form der präzise, knappe Ausdruck des Trecento, im Inhalt der Streit des römischen Kaiserthumes gegen die alten lateinischen Republiken.

In der Ode „Vor den Caracalla-Thermen" zeigt sich der Dichter wieder für Rom begeistert; er verachtet das Moderne, das, vom Standpunkt des Künstlers betrachtet, in dem ruhmvollen Vergleich weit zurückstehen muß. Man fühlt, das Heidenthum des Mannes ist keine Rolle, in die er sich hineingedacht hat; es ist Natur und Wahrheit, wenn er ausruft:

Halte die neuen Menschen
Fern von hier und ihre Alltäglichkeiten!
Heilig sei dies Grausen uns; denn hier schlummert
Roma, die Göttin.

So dichtet, so fühlt nur ein Gläubiger. Die unvergleichliche Macht des Alterthumes spricht wieder einmal unmittelbar zu uns und wir möchten den beneidenswerthen Sprecher für einen der Günstlinge der Kamenen halten, von denen Horaz singt: Graiis ingenium, Graiis dedit ore rotunda Musa loqui.

Mailand. Paolo Zendrini.

Modernes Weltbürgerthum.

Die Rechtswissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts ist unter dem Einfluß von Herder, Hugo und Savigny besonders gern historische Bahnen gewandelt. So reich die wissenschaftliche Ernte sein mag, die wir dieser Richtung verdanken: für das praktische Rechtsleben hat sie auch nicht entfernt den Ertrag geliefert, den die naturrechtliche Methode des achtzehnten Jahrhunderts hervorgebracht hat. Zwar hat man noch in den neunziger Jahren in den Hörsälen von Deutschlands Hohen Schulen oft recht geringschätzig von dem Naturrecht gesprochen, unbekümmert darum, daß die Rechtswissenschaft doch in erster Reihe eine praktische Wissenschaft ist und daß die Praxis des Rechtslebens in den eigentlichen Kulturländern des europäischen Festlandes auf Gesetzbüchern beruhte, die auf dem Boden des Naturrechtes gewachsen sind. Der landrechtliche Jurist in Preußen hat trotzdem gewußt, was er an dem Gesetzbuch Friedrichs des Großen hatte, und nur mit wehmüthigem Herzen hat er es im Jahr 1900 weggelegt. Aber die Schäden der historischen Schule blieben darum nicht aus. Denn in den Verhältnissen des Lebens trat ein gewaltiger Umschwung ein und hier mußte gegenüber den ungeheuren Aufgaben neuer Rechtsbildung eine wissenschaftliche Richtung versagen, die zunächst nach dem „Woher" der geltenden Normen fragte und, um mit Feuerbach zu reden, dabei über dem Gedanken an das Recht den an das Richtige vergaß. Es ist das unauslöschliche Verdienst von Anton Menger, in glänzender Weise dargelegt zu haben, wie sehr die sozialen Aufgaben der Rechtswissenschaft unter der bisherigen historischen Methode verkümmert sind. Das Naturrecht hatte den Feudalismus gebrochen. Die Rechtswissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts mußte sich auflehnen gegen die Schäden des Kapitalismus. Für Tausende und Abertausende unseres Volkes war an die Stelle des alten status, des Geburtverhältnisses abhängiger Landarbeit, der contractus, der freie Dienstvertrag in der aufblühenden Industrie, getreten. Nun kam es darauf an, den industriellen Arbeitvertrag zeitgemäß auszugestalten. Niemand war so sehr berufen, diese Entwickelung vorzubereiten wie der Jurist. Denn schließlich ist es eine Frage einfacher Gerechtigkeit, ob der Unternehmer, dem der volle Arbeitertrag zufällt, den Arbeiter bei Krankheit und Unfall mittellos auf die Straße werfen darf. Aber wer von den berühmten Privatrechtsjuristen hat sich denn nun mit diesen Problemen beschäftigt? Wie unendlich viel Fleiß und Scharfsinn ist auf die Unterscheidung von Korreal- und bloßen Solidar-Obligationen verwandt worden, einen Unterschied, so wenig durch die Natur der Dinge gefordert, daß unser Bürgerliches Gesetzbuch ihn mit Recht einfach fallen ließ! Wie seltsam muthet es uns an, daß Windscheid auf Grund römischer Marktbräuche und ihres Niederschlags im Corpus Juris dem Käufer von Spannvieh ein Rücktrittsrecht geben wollte, wenn ihm nicht der Aufputz des Viehes mitgeliefert wird!

Das Beispiel Bluntschlis, der in seinem Entwurf eines Gesetzbuches für den Kanton Zürich zuerst eine Arbeitordnung für Fabriken festgestellt und damit ein neues Rechtsinstitut für alle Kulturvölker angeregt hat, ist leider nur zu vereinzelt. Auf diesem Boden ist dem Juristen nicht nur für das soziale Recht die Führung entglitten, sondern auch für das internationale. Was dort Nationalökonomen, menschenfreundliche Unternehmer, Kirchenfürsten und Praktiker der Politik an Rechtsforderungen aufgestellt haben, Das haben hier die Pazifisten gethan. Es ist hohe Zeit für die deutsche Wissenschaft, statt hochmüthig auf solches Treiben herabzusehen, die

Anregungen zu verarbeiten, die von da aus zu uns gekommen sind. Denn das Völkerrecht kann zu seiner Fortentwickelung die Untersuchung Dessen, was sein soll, am Wenigsten entbehren. Ist es doch unter allen Rechtsdisziplinen die jüngste, der weiteren Ausbildung bedürftigste. Hugo Grotius, der Vater des Völkerrechtes, ist auch der Vater des Naturrechtes gewesen. Das Völkerrecht rein rechtshistorisch und dogmatisch behandeln, heißt nichts Anderes als die Entfernung dieser Pflanze aus ihrem natürlichen Nährboden. Wir haben es hier mit dem Schlußstein des ganzen Rechtsgebäudes zu thun: die Umwälzungen in den internationalen Beziehungen der Gegenwart sind nicht geringer als die sozialen Umwälzungen im Innern der Staaten. Die fortgeschrittene Technik und die darauf fußende Entwickelung des Verkehrs hat die Staaten in ungeahnter Weise aus ihrem Einzeldasein herausgerissen. Sollen wir uns nun aber wirklich darauf beschränken, immer nur zu registriren, wenn wiederum das positive Recht einen Fortschritt gemacht hat, wenn wiederum ein neuer Staatenverein, eine neue internationale Behörde begründet ist? Ist es nicht vielmehr die Aufgabe der Rechtswissenschaft, aus dem Gewordenen und Werdenden das Zukünftige zu erkennen und so der Entwickelung neue Ziele zu geben? Erst wenn die Rechtswissenschaft hier die bisher geübte Zurückhaltung fallen läßt, wird sie und werden ihre Vertreter wieder denjenigen Einfluß auf die Politik gewinnen, den sie früher besessen haben. Wenn sich unter Jellineks Führung die Betrachtung des Staates von Labands Dogmatik fort wieder mehr zur Politik hingewandt hat, so werden wir dieser Methode erst recht bedürfen, wo es sich um ein neues Zeitalter des internationalen Lebens handelt.

Machen wir aber einmal den Versuch, aus der Fülle der Erscheinungen in Bezug auf das internationale Leben der Gegenwart die Grundtendenz zu entwickeln, so erkennen wir trotz allen hemmenden Faktoren in Gestalt des Nationalismus und Imperialismus das allseitige Streben der führenden Geister, ein neues Zeitalter des Kosmopolitismus heraufzuführen. Heute freilich kann es sich dabei nicht um ein Weltbürgerthum handeln, wie es Schiller und Goethe vertraten, denn eine lebendige Staatsgesinnung gehört wenigstens für die Gebildeten zu den dauernden Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts. Wohl aber dringt die Erkenntniß durch, daß gerade die letzten Ziele des Staates in unserem Zeitalter nur zu erreichen sein werden durch die Verknüpfung der Staaten. Die neue Parole wird heißen: Je mehr Staatsgesinnung, um so mehr Weltbürgerthum. Und ihr Ziel kann nur eins sein: die internationale Organisation!

Ob sich schon jetzt eine obligatorische Schiedsgerichtbarkeit für alle internationalen Streitigkeiten, ob sich bei der thatsächlichen Vorherrschaft Englands heute schon eine allgemeine Beschränkung der Rüstungen erreichen läßt: Das vom Standpunkt des Gelehrten aus zu beurtheilen, wäre vermessen. Was sich aber erreichen ließe, die Zusammenlegung der zahllosen Staatenvereine, die in den letzten Jahrzehnten zu den verschiedensten Kulturzwecken, wie Verkehrs- und Gesundheitwesen, Schutz des geistigen Eigenthums u. s. w., begründet sind, zu einem großen Staatenbund der Kulturstaaten. Dieser müßte sein ständiges Organ haben, das zugleich über die heute schon zahlreichen internationalen Behörden die Aufsicht führte. Hätte man sich hier erst gewöhnt, ständig mit einander zu arbeiten, so würde man ganz von selbst allmählich den Gedanken fallen lassen, eines Tages wieder auf einander zu schießen. Man klagt oft und nicht ohne Grund, den Deutschen von heute fehlten die Ideale. Ich nenne Euch eins, dem Ihr zustreben sollt: „Modernes Weltbürgerthum."

Marburg. Professor Dr. Walther Schücking.

Für Strauß.

Irre ich nicht, so beabsichtigt Herr Dr. Georg Göhler mit seinem umfangreichen Aufsatz „Richard Strauß", beim Leser die Ueberzeugung zu hinterlassen, daß er nun den „ersten Musiker der Gegenwart", den „Erben oder gar Ueberwinder Wagners" seines falschen Nimbus entkleidet und seine wahre Nichtigkeit deutlich aufgezeigt, ihn für immer an den ihm in Wahrheit gebührenden Platz gestellt habe. Da mag man sich nun fragen, ob denn wirklich Richard Strauß so ganz geschlagen oder vernichtet ist, wie der Kritiker meint. Im Wesentlichen giebt Göhler eine Summe von nicht gerade erschöpfenden Einzelrezensionen in systematischer Anordnung (a Lieder, b Orchesterwerke, c Bühnenwerke); ihnen ist als Thesis eine kurze Charakteristik von Straußens Künstlerpersönlichkeit vorangestellt; neue Gesichtspunkte hierzu werden in den „historisch-kritischen" Darlegungen nicht gewonnen. Ich will also das Gesammtbild betrachten, das schließlich als Ergebniß bestehen bleibt; und da sehe ich, daß sich zu einem solchen Bilde nur insgesammt drei Züge zusammenfinden: technische Meisterschaft, Witz, erotische Sinnlichkeit. (Oder soll man als vierten „keine Erfindung" hinzufügen?) Ob Richard Strauß in der That nur diese drei Züge besitzt, will ich nicht beurtheilen, bezweifle aber, daß man die Mehrzahl der „Straußianer" bereit finden wird, gegen diese Andeutung eines Portraits das vorläufig jedenfalls sehr viel ähnlichere und überzeugendere Götzenbild vom großen Führer der Moderne einzutauschen. Und Dies war ja wohl eigentlich der Zweck, den Göhler im Auge hatte.

Zunächst seien mir nun zu diesen drei Zügen einige Bemerkungen gestattet. Gestützt auf „Schopenhauers richtige Kunstlehre" gelangt Göhler zu dem Ergebniß, daß der Erotiker Strauß die Grenzen der Würde überschreite und seine Musik darum „direkt ordinär wirken" müsse. Nach wenigen Sätzen kann er dann nicht umhin, auszusprechen, daß Wagners Tannhäuser-Bacchanale wohl im Ausdruck das Stärkste ist, was je an erotischer Musik geschrieben wurde. Um nun aber den bayreuther Meister nicht auch (und in noch höherem Maße) zu diskreditiren, verläßt er den eingeschlagenen Gedankengang und fährt fort, in Wagners Musik sei die gewagteste Erotik, in „Tannhäuser" wie auch sonst, vor gemeiner Wirkung geschützt durch die Besonderheit der dichterisch-dramatischen Situation, an die hier die Musik gebunden sei: also, worauf es mir ankommt, durch rein außermusikalische Bedingungen. Das muß dann aber auch für Strauß gelten: lediglich das Außermusikalische der Situation ist es, auf Grund dessen bei der inkriminirten Orchesterszene in der „Feuersnoth" von „Prostitution der Kunst" gesprochen werden kann (denn wäre nicht mindestens das Musikalische dabei „Kunst": es ist klar, daß dann auch von einer Prostitution der Kunst nicht mehr die Rede sein könnte). Mag also sein, daß Dies richtig ist; durch ein „außerordentlich feines" Nietzscheitat wird es wiederum bekräftigt: die erotischste Musik wirkt nicht an sich gemein (wie man frei nach Schopenhauer annehmen müßte), sondern erst auf Grund eines Außermusikalischen, an das sie gebunden ist. Davon mag der Musikdramatiker Strauß getroffen werden; gegen seine erotische Musik als Musik ist damit nichts ausgesagt. Daß ich persönlich einen ausgesprochen sexuell-sinnlichen Zug bei Strauß niemals als störend (oder nur als eigentlich hervorstechend) empfunden habe, halte ich in diesem Augenblick für belanglos; und auch für gleichgiltig, wie sich Schopenhauer

und Nietzsche zu dem eben aufgezeigten Widerspruch ihrer Meinungen verhalten würden; für bemerkenswerth aber, daß hier Göhler, indem er Beide so eifrig citirte, in einen bedenklichen Konflikt gerathen ist: mag nun „Schopenhauers richtige Kunstlehre" doch nicht so ganz richtig oder nur nicht ganz richtig angewandt worden sein: sicher ist, daß der wohlvorbereitete Hieb gegen Straußens musikalische Erotik unwirksam geworden ist, da er, nach Göhlers eigener Folgerung, am Schwersten gerade den Meiste: treffen würde, durch dessen Beispiel Strauß ad absurdum geführt werden sollte. Es kann also sein, daß seine Erotik „direkt ordinär" ist. Nur: Dr. Göhler hat es keineswegs dargethan.

Was weiter die „technische Meisterschaft" angeht, so versage ich mir, die gerechte Würdigung der straußischen Instrumentirkunst nachzuholen, die in dem langen Artikel nirgends Platz finden wollte (ich will ja nicht einen Aufsatz „Richard Strauß" schreiben); feststellen will ich aber, daß Göhler irrt, wenn er als Ergebniß seiner kurzen Darstellung ausspricht: „Sättigung des Klanges, Wirkung des ganzen Orchesterkörpers kann man aus diesen Partituren am Bequemsten lernen". Thatsache ist, daß aus den Werken keines Lebenden schwerer zu lernen ist; freilich auch, daß sein Name immer wieder herangezogen wird, um jede orchestrale Ueberladenheit, jeden willkürlichen Mißbrauch der Instrumente, jede Zumuthung, die an Hörer wie Ausführende gestellt wird, zu rechtfertigen. „Ich habe noch keinen jüngeren Komponisten kennen gelernt, der nicht vor allen Dingen von mir Sanktion von ‚Kühnheiten' zu erlangen gedachte": dieses Wort Wagners kann Strauß gewiß in vollem Umfang für sich in Anspruch nehmen. Es fehlt ja nicht an Orchesterbeflissenen, die als „Moderne" gelten wollen, weil sie unabläßig straußische Partituren nach neuen „Effekten" durchstöbern, um diese in ihren eigenen Werken fleißig anzubringen; aber nur dem Unkundigen oder Voreingenommenen kann verborgen bleiben, wie wenig solche Stümpereien von Straußens Orchestertechnik aufgenommen haben.

Einer ähnlichen Korrektur bedarf, was über seine „musikalische Satzweise" gesagt wird. Zunächst einmal: findet Göhler sie (in den Orchesterwerken) so leicht und flach, dann schien mir doch die Sachlichkeit die Erwähnung von zwei sechzehnstimmigen A-capella-Chören zu fordern, in denen sich jedenfalls ein technisches Können bewährt, das selbst den Vergleich mit einem Bossi nicht zu scheuen braucht. Dann aber wieder: wäre sie in der That so „kinderleicht", woher käme es dann, daß, so Viele es auch versuchten, noch Keiner sie sich anzueignen verstand, daß die zahllosen Nachahmungen so wenig Aehnlichkeit mit ihrem Vorbild besitzen? Da sich Göhler so eingehend mit der Genesis des straußischen Schaffens beschäftigte: merkte er denn gar nichts von der prinzipiellen Umwandlung, die sich hier allmählich vollzog, nichts davon, daß Strauß in unabläßiger Entwickelung (deren retrospektive Verfolgung er freilich nie unternommen haben mag) immer mehr die Wege der „korrekten" analytischen Polyphonie verließ und sich mit der selbstherrlichen Rücksichtlosigkeit Dessen, der sich seiner bewußt ist, zu einem gänzlich neuen Stile durchrang, für den die Salomepartitur ein Beispiel vollendeter Meisterschaft bedeutet? Glaubt er ernstlich, eine solche Erscheinung zu erklären, wenn er darin die frivole Laune eines Sensationlustigen erblickt, einmal zu versuchen, ob man nicht in derselben Art komponiren könne, wie Max Liebermann oder Slevogt malen, um dadurch „den Eindruck genialer Kühnheit zu machen"? Herrn Dr. Göhler gefällt die neue Schreibweise Straußens nicht, sie ist ihm unappetitlich und er hält sie für

kinderleicht: denn es ist leicht, ohne Gesetz zu schreiben; und von Verstößen gegen das Gesetz wimmelt es ja bei Strauß: gegen das Gesetz nämlich, das er vorfand. Nun wird behauptet, in seinen Werken sei ein neues Kunstprinzip erstanden, es walte darin ein neues Gesetz, neue Werthe seien geschaffen, neue Begriffe zu prägen. Und ich frage: Konnte Göhler dieser Möglichkeit überhaupt gerecht werden, so lange er sich begnügte, den „Neuen" an den alten Werthen zu messen, nach den alten Begriffen zu beurtheilen, den Musiker der Gegenwart nach den Begriffen des Wagnerepigonenthums? Hat Das Sinn gerade Einem gegenüber, der von diesen Begriffen loskommen will? Wagnerisch gedacht ist Das gewiß nicht. „Wollt Ihr nach Regeln messen, was nicht nach Eurer Regeln Lauf, der eigenen Spur vergessen, sucht davon erst die Regeln auf": hätte Göhler diese Lehre Wagners mehr beherzigt, er hätte sich gewiß sonst weniger auf Wagner berufen und, wenn es gilt, über Strauß zu reden, sich mehr und vorurtheilloser mit Strauß befaßt und mit Dem, was bei ihm wirklich oder vermeintlich neu ist. Ist Richard Strauß der große Künstler, der kühne Neuerer, oder ist er es nicht? Hier war es eben nöthig, den alten, erprobten Standpunkt zu verlassen und den „neuen" straußischen zu ergründen, sich die Begriffe der „neuen Richtung", wenn auch nur provisorisch, anzueignen, ihre Bedingungen wie ihre Ziele zu erforschen, ihre Werthe zu prüfen und nun mit dem also erweiterten Blick die Persönlichkeit in ihr Innerstes zu durchdringen; und dann (aber auch nur dann) konnte sich zeigen, ob wirklich all dies Neue so nichtig, in Wahrheit nur ein Scheinneues war; und wie es mit der Persönlichkeit bestellt ist, die man nun verstehen gelernt hatte; und all das Andere, was der Kritiker noch erweisen wollte. Wie Der aber verfuhr, konnte er höchstens zu der Erkenntniß gelangen, daß sich Straußens Kunst eben nicht in die starren Regeln pedantischer Epigonenästhetik einzwängen läßt; und darin darf er sich gewiß mit dem von ihm so heftig Bekämpften völlig einig wissen. Das „Märchen von Strauß als dem Ueberwinder Wagners" aber konnte dadurch sicherlich nicht beseitigt werden. Was kümmert es Den, der fest und unbeirrt vorwärtsschreitet (oder es nur zu thun scheint und meint), was kümmert es ihn und seine Anhänger, wenn die Vergangenheit hinter ihm herruft: „Wir erkennen Dich nicht an"? Er wird sich höchstens umwenden und erwidern: „Natürlich nicht, denn Euch habe ich ja überwunden"; wenn es ihm nämlich wichtig genug ist. Mir fällt hier eine kleine Anekdote ein. Nur zwei Sätze: „Isidor, ich wett', Du findst mer nich'?" „Sarah, ich wett', ich such' Der nich." Dr. Göhler hat in der Absicht, Strauß zu bekämpfen, in Wahrheit eigentlich nur seine guten alten Dogmen mit Eifer gegen ihn vertheidigt. Hat aber Strauß sie angegriffen? Oder will er sie angreifen? Giebt es überhaupt unter allen „Modernen" einen Vernünftigen, der sie bestreitet? Eine „Wagnerfrage" gibt es für Musiker nicht mehr, so wenig wie eine Bach- oder Beethovenfrage. Dann lasse man aber endlich Wagner in Ruhe. Es ist an der Zeit, daß wir nicht Wagner, aber das Wagnerepigonenthum überwinden, aufhören, uns fortwährend zu fragen, ob wir auch mit Wagners Forderungen in Uebereinstimmung bleiben. Ist also etwa Strauß nicht „fortschrittlich im Sinn Wagners" (ist „im Sinn Wagners" überhaupt ein Fortschreiten über Wagner hinaus möglich?), vielleicht ist er es in einem anderen, weiteren. Woher weiß Dr. Göhler, daß es die Aufgabe unserer Zeit ist, an Wagners Werk fortzuarbeiten? Hält er nicht für denkbar, daß es unserer Zeit gemäßer ist, zu Richard Wagner den Abstand zu gewinnen, der jeden Großen von all Denen trennen muß, die mit wah-

rem Nutzen in seinem Geist wirken sollen, und daß vielleicht ein Musiker, der in diesem Sinn fortschreitet, eine historisch zweckvollere Aufgabe erfüllt, als die wäre, der Strauß, nach der Meinung seines Kritikers, nicht genügt haben soll?

Gewiß ist es ja viel schwerer, die Zusammenhänge, welche die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpfen, aufzufinden, als die zu erkennen, die verschiedene Stadien der Vergangenheit mit einander verbinden (wie es auch schwer ist, für Faktoren der Gegenwart und der Vergangenheit giltige Vergleichspunkte zu wählen); wenn darum auch „bewiesen" wird, daß Strauß so ganz anders ist als die „Großen" der Vergangenheit: vielleicht unterscheidet er sich für unseren Blick, der ihn in der grellen Beleuchtung des Tages betrachtet, nicht mehr von den Großen von ehemals, als sich all Diese vielleicht ihren Zeitgenossen von den Großen früherer Zeiten zu unterscheiden schienen. Sicherlich sind die Menschen immer selten gewesen, die verstanden, ihre eigene Zeit historisch richtig zu beurtheilen, und ein wahrer Historiker wird sich kaum je einfallen lassen, Geschichte der eigenen Gegenwart zu schreiben. Jedermann sein Recht: die leblose, vollendete Vergangenheit dem Historiker, das Leben aber, die unablässig bewegte Gegenwart Denen, die im aktiven Leben stehen, den Schaffenden, den Männern der That. Und wußte Göhler, da er Strauß so wenig achten kann, unter allen Schaffenden unserer Tage nicht Einen, den er dem unrechtmäßigen Beherrscher der Gegenwart entgegenstellen konnte? So lange er keine frischeren Kräfte ins Feld zu stellen hat als die Lisztschule, die in Wahrheit kaum mehr existirt, und die Hüter der bayreuther Tradition (diese Beiden sind es ja auch, deren Standpunkt er fortwährend, offen und latent, vertritt), so lange zweifle ich, ob er Straußens Stellung irgendwie erschüttern kann . . .

Und wären auch die Waffen, über die er verfügt, brauchbarer, seine Doktrinen zeitgemäßer, anpassungfähiger, als sie sind. Sonst pflegt man die dogmatische Behandlung einer Frage ja wohl den Fachwissenschaften zu überlassen; und die halten sich mit Recht von Zeitfragen fern. Und neben der Wissenschaft hat es stets große Männer der That und Erfahrung gegeben, deren Lehren Kraft gewinnen unmittelbar aus der Machtvollkommenheit Dessen, der sie aufstellt. Wessen sind aber die Gesetze, die wir von Göhler zu hören bekommen: sind es die wagnerischen oder sind es seine eigenen? Beiden ist Strauß nicht unterthan. Den wagnerischen nicht, davon war schon die Rede; und Dr. Göhler contra Strauß? Ich weiß nicht, ob Dr. Göhler in der That gesonnen ist, seine Persönlichkeit gegen die von Richard Strauß einzusetzen. An manchen Stellen scheint es beinahe so; ich war vielleicht nicht der einzige Leser, dem es seltsam schien, wenn der Kritiker hier Strauß eine Kasuistik der dem absoluten Musiker erlaubten Programme vorlegt, so eine Art Kompendium: „Was darf ich als absoluter Musiker komponiren?" Oder etwa, wenn er sich erbittert: „Kein einziger der Vorwürfe seit ‚Tod und Verklärung' überhaupt geeignet für ein stilvolles Orchesterwerk". Man fühlt sich an den Lehrer erinnert. Hätte Strauß rechtzeitig gefolgt, er wäre vor schlimmen Verirrungen bewahrt geblieben.

Alles in Allem: ich glaube nicht, daß Richard Strauß nun so gänzlich besiegt und geschlagen darniederliegt, wie sein Kritiker wohl annimmt. Man muß abwarten, ob einem Stärkeren gelingen wird, ihn endgiltig zu besiegen.

München. Klaus Pringsheim.

Herr Hofkapellmeister Dr. Göhler, der diese Replik gelesen hat, findet darin keinen Anlaß, seinem Aufsatz (der ihm mißverstanden scheint) ein Nachwort folgen zu lassen.

Ferdinand Cortez.

I. Die Stadt Tenochtitlan.

Schwarz glomm ihm das Auge, sein Antlitz war bleich,
Blank war sein Schwert und wuchtig sein Streich.

So jagt er die Kiele aufs zackige Riff,
Daß sie die Brandung zu Scheiter zerschliff.

So warf er sich kühn in den Strudel hinein:
Vierhundert nur sprangen hinter ihm drein.

So trat er bei Veracruz auf den Strand
Und pflanzte das wahre Kreuz in den Sand.

Und ist dies Land wie das Westmeer groß,
Ich fass' es und lass' es nicht wieder los!

Fortsprengten sie, wachsam und wohlbewehrt,
Und wer sich nicht beugte, den traf das Schwert.

Und wo sein Helmbusch wogte im Kampf,
Da fuhr in die Feinde ein Schreckenskrampf.

Aufdrohten Berge voll Rauch und Eis.
Da neigte sich ihm ein Kazikengreis.

Er brachte Labung, Speise und Trank
Und zwanzig Mädchen, jung und schlank.

„Helft uns, wir sind ein bedrücktes Geschlecht,
Zu unsrer Rache und unserm Recht!

Dort hinter den Bergen wetzt ihren Zahn
Die Riesenspinne Tenochtitlan.

Sie lauert im Salzsee, grausam und stark,
Und trinkt unser Blut und frißt unser Mark.

Zehntausend der Unsern Jahr um Jahr
Verbluten auf Huitzilopochtlis Altar.

Und weigern wir ihr den schnöden Tribut,
So regt sie die Klauen in rasender Wuth.

Dann spinnt sie uns ein und saugt uns aus,
Zerstampft das Feld und verwüstet das Haus.

Die Sonne hat unsern Jammer erblickt
Und Euch, ihre Söhne, zu uns geschickt.

Ihr fliegt auf Kindern des Windes daher,
Tragt Blitz und Donner auf Euerm Speer.

An Eurer Haut zerbricht unser Pfeil:
Unsterbliches Leben ward Euch zu Theil!

Erbarmt, erbarmt Euch unsrer Noth
Und schlagt die Spinne Tenochtitlan tot!"

„Wir werden sie binden mit Kraft und List
Für unsern Kaiser und Gott, den Christ!

Und Euch zum Segen und uns zum Glück!"
Die zwanzig Mädchen wies er zurück.

Doch als er nachts nach den Bergen aufbrach,
Malinche, das Fürstenkind, sprang ihm nach.

Wohl brach er die Fesseln, die sie trug;
Sein Blick in stärkere Banden sie schlug.

Sie lief sich die Füße wund beim Troß.
Da hob er sie vor sich auf sein Roß.

Er lehrte sie beten zu Gott, dem Herrn,
Und senkte ins Herz ihr des Glaubens Kern.

Da keimte und wuchs er auf gutem Grund;
Still küßte er sie auf den heißen Mund.

Vier Tage und Nächte durch Wunden und Zwang
Er sich zur Höhe des Passes rang.

Hier hielt er im knirschenden Firnenschnee.
Tief unten saß die Spinne im See.

Stumm hockt sie im faulen, schlammigen Nest.
Acht Füße klauen am Ufer sich fest.

Acht Dämme hält sie ins Land gekrallt,
Zwölf Könige beugen sich ihrer Gewalt.

Zwölf Völker fronen dem Blutgesetz:
Von Meer zu Meer spannt sie ihr Netz.

Von Blutgier ist ihr Leib gebläht:
Weh Dem, der ihr in die Fäden geräth!

Vom Gifte ihr Kiefer stickt und strotzt:
Weh Dem, der ihrem Wüthen trotzt!

Qual sproßt und Tod, wohin sie beißt:
Weh Dem, der ihr das Netz zerreißt!

Laßt fliegen das Banner, die Faust am Knauf!
Das Fußvolk sitzt hinter den Reitern auf!

Vorwärts! in Reihen gesetzt zu Dritt!
Malinche, die Fürstin, zur Rechten ihm ritt.

Sie stießen zu Thal im sausenden Schwung,
Die Spinne duckt sich zum grausamen Sprung.

Steif glotzen die Augen ihr, starr und stier,
Die Flanken zittern und beben voll Gier.

Sie sandte zur Nacht den Meuchelmord:
Malinche ward seines Schicksals Hort.

Und vor dem Dolch, der das Leben raubt,
Bewahrte sie dreimal des Freundes Haupt.

So sicher lief seines Glückes Rad:
Als Sieger und Herr betrat er die Stadt.

Feig schmiegte sie sich seinem zwingenden Blick;
Er stampfte den Eisenfuß ihr ins Genick.

Er griff ihren König und hielt ihn in Haft
Und herrschte gewaltig mit List und Kraft.

Er heischte Treuschwur, Zins und Sold
Und Gold für seinen Kaiser, Gold!

Rothgoldne Geschmeide und glänzenden Staub:
Die Götter Tenochtitlans blieben taub.

Er stürzte den blutigen Götzen vom Stuhl
Dreihundert Stufen hinab in den Pfuhl

Und pflanzte auf Huitzilopochtlis Thron
Das christliche Kreuz mit dem Menschensohn.

Da raste auf die Spinne im Zorn,
Vom Tempeldach brüllte das Muschelhorn.

Sie riß sich empor aus dem Schreckensschlaf:
Den eignen König zu Tode sie traf.

Sie biß sich selber die Beine entzwei;
Die Wasser des Sees, nun wogten sie frei.

Weh Euch, Ihr Weißen! Nun wahr Dich, Held!
Nach Deinem Blute lechzt eine Welt!

Kein Stern die tiefe Sturmnacht durchbricht:
Rückwärts! Die Reihen haltet dicht!

Geschlossen und lautlos gings über den Damm:
Von tausend Booten gährte der Schlamm.

Von tausend Pfeilen sauste die Luft,
Wer sank, Der fand eine feuchte Gruft.

Ein Mann gegen tausend! Weh Dem, der stürzt!
Schon sind ihm Fessel und Banden geschürzt.

Die Nachhut drängte mit würgender Hast,
Schwer schleppte sie sich an des Goldes Last.

Stoß, Staudel und Wirrsal, wirbelndes Knäul:
Aufkreischt des Nachtkampfs gräßlicher Gräul.

Freund gegen Freund, Feind gegen Feind!
Der Himmel in Strömen darüber weint.

Laßt Euch nicht fangen zu teuflischer Pein!
Sie schlachten Euch auf dem Opferstein!

Die Brücke brach. Da machten sie Kehrt
Und haben sich wie Löwen gewehrt.

Schwarz ist die Nacht, wie der Hölle Schlund;
Sinkt Keiner, der nicht todeswund.

Es bricht der Degen, das Pulver zerweicht:
Schon hat die Vorhut das Ufer erreicht.

Wo bleiben die Andern? Zurück den Steg!
Da wirft sich Malinche ihm in den Weg:

„Halt ein! Bleib bei uns! Dein Werk verweht!
Auf Dir allein unsre Hoffnung steht!“

Und weinend hielt er am Ufer die Wacht:
Das war die große Trauernacht.

Und als er am Morgen sein Häuflein zählt:
Elf hatten von Zwölf den Tod gewählt.

Die Handvoll stieß er, zum Keil geballt,
Quer durch den feindlichen Waffenwald.

Und als er blutend vom Pferde stieg,
Hielt er in den Fäusten Rettung und Sieg.

Zwei Finger sprangen ihm wo ins Gras,
Malinche pflegte ihn, bis er genas.

Und sind unsre Schwerter auch schartig und stumpf,
Wir schleifen sie scharf, Du Spinne im Sumpf!

Wir kommen wieder! Sei auf der Hut!
Du sollst ertrinken im eigenen Blut!

Tenochtitlan tanzte im Siegerspott,
Im Wasser erwachte der steinerne Gott.

Er kroch, umjauchzt von der Priester Chor,
Aus seinem schlammigen Bett hervor.

Aufstöhnten unter dem Felskoloß
Die dreißig Treppen zum Tempelschloß.

Sechs Stunden erklomm er den Stufenberg,
Für Huitzilopochtli ein mühsälig Werk.

Verschnaufend hielt er oben an,
Ein Grimmen ihm durch die Glieder rann.

Wild schrie er, als er die Fäuste hob:
Das Christenkreuz in Splitter zerstob.

II. Das letzte Opfer.

Um Huitzilopochtli, den großen Geist,
Hoch auf des Heiligthums Spitze
Die Schaar der Priester jubelnd kreist;
Er thront auf goldenem Sitze,
Zehn Ellen klaftern ihm Arm und Bein,
Beringt mit funkelnden Erzen,
Er hält auf den Knien eine Schale von Stein
Voll zuckender Menschenherzen.

Weit über den See wirft grellen Glanz
Ein Heer von Fackeln und Lampen,
Es rast das Volk im Taumeltanz
Auf Straßen und Tempelrampen;
Das Muschelhorn tobt, die Pauke stöhnt,
Es klirren Schwerter und Speere:
Aus tausendmal tausend Kehlen dröhnt
Ein Lied zu seiner Ehre.

Heil, Huitzilopochtli, Du Stärkster im Krieg,
Du brachst der Feinde Tücke!
Heil, Huitzilopochtli, Dein ist der Sieg!
Du stampftest die Weißen in Stücke!
Nimm hin die Opfer und trink' Dich satt!
Freu' Dich an unseren Tänzen!
Laß weiterhin über die treue Stadt
Den Stern Deiner Gnade glänzen!

Stumm thront der Gott und störrisch steif
Strafft sich sein trotziger Nacken,
Schwer drückt ihn ein goldner Kronenreif,
Bespickt mit spitzigen Zacken.
Mit Köcher und Bogen ist er bewehrt;
Am Leibgurt aus goldenen Knochen
Hängt ihm Tenochtitlans bestes Schwert,
Aus einem Onyx gebrochen.

Und plötzlich stockt der wirbelnde Kreis
Verzückter, zuckender Glieder;
Der Hohepriester, ein zitternder Greis,
Wirft vor dem Gotte sich nieder:
Trink, Huitzilopochtli, das schäumende Blut!
Schirm' uns, sonst sind wir verloren!
Hilf, Huitzilopochtli, die weiße Brut
Steht wieder vor unsern Thoren!

Schon zweihundert Weiße ließen den Stolz
Auf Deinem Opferaltare;
Nun stoßen ihre zwölf Häuser von Holz
Vom Ufer herüber wie Aare:
Sie speien Wunden, Feuer und Tod,
Daß Ketten und Mauern weichen!
Du größter der Götter, sieh unsre Noth
Und gieb ein Zeichen, ein Zeichen!

Stumm thront er, auf seinem Antlitz liegt
Des Zornes schattende Wolke,
Sein Blick starr in die Ferne fliegt,
Hoch über dem betenden Volke:
O sei uns gnädig, Du große Kraft!
Scheuch' unsre Furcht und Aengste!
Heut schlürfst Du der Weißen besten Saft,
Heut blutet der Letzte und Längste!

Wild toben die Hörner, laut schreitet den Gang
Das alte blutdürstige Drama:
Nackt und gefesselt liegt auf der Bank
Diego de Guadarrama.
Sechs Fuß ist er hoch und wie im Spiel
Schlug er die Todesquarten,
Er betete wenig und fluchte viel
Und liebte Würfel und Karten.

Das Auge zuckt ihm wie harter Stahl
Tief unter der borstigen Braue,
Wirr hängt ihm das Haar, die Lippen sind fahl,
Die Muskeln gestrafft wie Taue,
Eiskalter Schweiß die Stirne ihm netzt:
Die schwarze Jaspisklinge
Der greise Oberpriester wetzt,
Daß er das Werk vollbringe.

Da bäumt sich das Opfer, die Fessel bricht,
Diego entreißt ihm das Messer:
Caramba! Und über den Haufen sticht
Ein Stoß den Menschenfresser.
Ein starrender Schrecken! Das Volk bricht los,
Daß man aufs Neue ihn kettet:
Ein Griff, ein Sprung! In des Gottes Schoß
Hat er sich hinaufgerettet.

Und tausend Fäuste drohen wild
Empor zum steinernen Gotte,
Wie sturmgepeitschte Brandung schwillt
Die Wuth der rothen Rotte:
Zermalm' ihn, Du Großer! Den Frechen zerknick',
Daß er Dich fürder nicht schände!
Steif thront der Gott, stier ist sein Blick
Und stumm sind seine Hände.

Es kocht um den Gott ein Waffenmeer,
Diego in Stücke zu fetzen,
Doch schwirrt kein Pfeil und fliegt kein Speer,
Aus Furcht, den Gott zu verletzen;
Durch alle Straßen schreit der Alarm
Die wuthanstachelnden Töne;
Den Fremdling beschirmt ein mächtiger Arm:
Der Gott verließ seine Söhne.

Diego flucht und vom Götzen herab
Stößt er das Opferbecken,
Es stürzt und schmettert und gräbt ein Grab:
Und Dreizehn müssen sich strecken;
Dann wirft er hinunter mit wuchtigem Schwung
Der Krone wildzackige Masse
Und knirschend kartätscht ihr wirbelnder Sprung
In den Feind eine blutige Gasse.

Die ganze Stadt hält ihn umstrickt,
Schon wiehern am Ufer die Rosse,
Aus Huitzilopochtlis Köcher schickt
Er schwirrende Todesgeschosse.
Dann reißt er das Schwert aus dem goldnen Gurt
Und schwingt es in mordenden Primen,
Und wo das Schwert auf die Schädel surrt,
Da blühen Todesstriemen

Schon dröhnt die Trompete drüben laut,
Schon sammelt die Trommel die Reihen;
Tenochtitlans Volk um den Tempel sich staut:
Es gilt, den Gott zu befreien!
Wie hart der Feind die Stadt auch umkrallt,
Wie nah seine Schiffe schon streifen:
Das ganze Volk um den Tempel sich ballt,
Diego, den Einen, zu greifen.

Drei Stunden hielt er oben Stand,
Daß Blut und Funken stoben,
Ihn schirmte Huitzilopochtlis Hand,
Bis sich die Sonne erhoben:

Da stieg am Ufer das Kreuz empor
Im Wallen des Pulverdampfes
Und unter den Hufen rollte hervor
Der blutige Teppich des Kampfes.

Er rollte und deckte zum letzten Mal
Die Straße mit glühenden Fresken,
Mit flatternden Flammen und zuckender Qual
Und düsteren Blutarabesken;
Brand, Raub und Gewalt enthüllte er, trug
Den Tod auf jede Schwelle:
Zu Huitzilopochtlis Füßen schlug
Er die letzte, gewaltigste Welle.

Diego de Guadarrama sprang
Aufjauchzend vom Gotte herunter,
Und wo sein steinernes Schwert sich schwang,
Da färbte der Teppich sich bunter;
Er hat seiner Folter Pein und Plag
Mit wuchtigen Strichen beschrieben:
Er schlug zu Tode an diesem Tag
Sechshundertzwanzigundsieben.

III. Des Kaisers Dank.

Auf seinem Palast zu Cuyoacan
Saß Ferdinand Cortez, der kraftvolle Mann.

Er thronte gewaltig in Würde und Pracht,
Zehn Völker beugten sich seiner Macht.

Treu war ihm sein Glück in Schlachten und Strauß,
Es hielt auch im Frieden treu bei ihm aus.

Zur Rechten saß ihm lächelnd und mild
Malinche, das holde Frauenbild.

Schlug Wunden wo sein heftiger Streich,
Sie deckte darüber die Hände weich,

Und schnaubte Rache sein herrischer Zorn,
Sie nahm ihm bittend Stachel und Dorn.

So ruhte auf ihrer Väter Land
Stark und gerecht seine machtvolle Hand.

Wer ihm die Treu hielt, den schützte sein Schwert:
Er ward wie ein Gott der Götter verehrt.

Wer trotzte, den traf wie ein Wetterstrahl
Sein Hauptmann Gonzalo de Sandoval.

Weithin, wo das Meer an die Küsten blaut,
Dehnt sich das Reich, vom Glücke bethaut.

Es kennt nicht Grenzen nach Süd und Nord,
Es blüht wie ein Garten von Ort zu Ort.

Wer wägt das Gold, das die Felsen durchwirkt,
Das Silbererz, das sich im Boden verbirgt!

Wer schätzt der edlen Gesteine Glanz,
Der weiten Wälder tiefschattenden Kranz!

Wer zählt das Volk, das den Garten bewohnt
Und König Carlos von Spanien front!

Einst hat Dich die Noth aus Spanien gehetzt:
Sieh, Kaiser Karl, wie reich bist Du jetzt!

Fest steht Dein Reich in der Stürme Wehn,
Es sieht die Sonne nicht untergehn.

Dir schenkte Ferdinand Cortez, der Held,
Zur alten Welt eine neue Welt!

Carlos die Sonne, Cortez der Stern:
Er war der Diener seines Herrn.

Sechs Jahre strahlt ihm des Kaisers Gunst,
Er herrschte sechs Jahre mit Kraft und Kunst.

Er schickte ihm Schiffe, zum Rande bepackt
Mit Perlen und Silber, Gold und Smaragd.

Dort, wo er Tenochtitlan einst zertrat,
Stand Mexiko auf, die prächtige Stadt.

Und wo der Blutgott die Herzen fraß,
Das Kreuz auf ragenden Thürmen saß.

So hielt er in Glück und Reichthum Rast
Zu Cuyoacan in seinem Palast.

Weit flog sein Blick hin zum Horizont,
Weit über die Lande, vom Frieden besonnt.

Da fand er ein Lächeln, still und klar,
Das erste Lächeln seit sieben Jahr.

Da wölkt sich das Bild: die Straße herauf,
Von Osten her, jachtert ein Reiterhauf.

Gonzalo de Sandoval springt vom Roß,
Im staubigen Panzer betritt er das Schloß.

„Erfüllt, o Herr, ist Dein Gebot:
Christoval Olid, der Rebell, ist tot.

Der Herr von Oaxaca bückte sich tief
Und küßte des Kaisers Siegel und Brief.

Der König von Costaclan wies uns den Zahn,
Zehntausend und er bedeckten den Plan.

Es lohten empor seine Städte in Gluth,
Da brach auch des stolzen Maxixcas Muth.

Der Letzte, der sich nicht beugen wollt',
Jetzt schickt er Dir Sklaven, Gewänder und Gold.

Dem Kaiser aber versagt er den Eid.
Wer kennt den Kaiser? Der Kaiser ist weit.

Dich kennt er und Deiner Kanonen Knall,
Dir will er dienen als treuer Vasall."

Da flammte sein Blick wie ein zuckender Blitz,
Da fuhr er im Zorne von seinem Sitz.

„Der Freche! Da wir ihm brachen den Speer,
Jetzt setzt sich der Schlaue mit Worten zur Wehr.

Laß Boten laufen! In Demuth und Reu
Schwör er dem Kaiser, dem Kaiser die Treu.

Doch trotzt er weiter, dann trifft ihn die Schmach
Zu schmachten im tiefsten Kerkergemach.

Weh über Den, der frevelnd schmäht
Des Kaisers geheiligte Majestät!

Er ist der Gerechtigkeit Hort und Halt!
Von Gottes Gnaden stammt seine Gewalt!"

Da tritt ein bleicher Mann in den Saal,
Die Augen unstet, die Lippen schmal.

Er kommt mit schleichendem Priestertritt
Und bringt das Schweigen des Unheils mit.

Malinches Lächeln erstarrt zu Eis,
Gonzalo quillt es zum Herzen heiß.

„Graf von Estrada ich wähnte Euch weit!
Vergaßt Ihr, daß Ihr geächtet seid?

Von Cortez gefestet um Blutschuld und Brand,
Gefestet zehn Meilen weit über den Strand!

Mordbrenner und Bube, Feigling und Schuft!
Schon morgen baumelt Ihr hoch in der Luft!

Liebwerther Obrist, leicht biet' ich Euch Trutz,
Ich steh' in des Kaisers allmächtigem Schutz.

Dem Kaiser trug ich die Klagen vor,
Der Kaiser lieh mir sein gnädig Ohr."

Und aus des Mantels Nähten trennt
Er Kaiser Carlos' Pergament.

„Prüft Alle das Siegel: das Siegel ist echt!
An Ferdinand Cortez, der Krone Knecht.

Dein Hochmuth spricht unsrer Hoheit Hohn,
Du sitzt wie ein König auf Deinem Thron!

Du bist selbstsüchtig und herrischen Sinns
Und schmälerst willkürlich der Krone Zins,

Raffst für Dich selber der Krone Zoll,
Kränkst Unsre Getreuen mit Haß und Groll.

Die Weißen strafst Du an Leben und Leib,
Die rothen Männer beschützt Dein Weib.

Hier unser Befehl: Verstoß' diese Frau!
Auch bist Du dem Heiligen Vater zu lau.

Wir rufen Dich ab von Deinem Werk!
Zu hoch schwoll der Klagen erdrückender Berg.

Wir machen Dir schnellste Eile zur Pflicht,
Dir harrt zu Sevilla strenges Gericht!

Dem Herrn von Estrada verleihn wir Dein Amt,
Bis man Dich freispricht oder verdammt."

Da warf Gonzalo das Schwert auf den Tisch:
„Ein Wort, Herr, und ich zerreiße den Wisch,

Ein Wink: und ich schlage den schurkischen Hund,
Daß ewig verstummt sein Lügenmund."

Da flog durch den Saal Malinches Schrei:
„Trotze dem Kaiser und mach Dich frei!

Was willst Du den falschen Worten traun!
Da steht Dein Volk: auf das mußt Du baun!

Wir dürsten nach Freiheit, Rache und Ruhm,
Entreiß uns dem spanischen Sklaventhum!

Horch hin, schon jauchzen sie siegesfroh:
Heil Cortez, dem Kaiser von Mexiko!"

So stand auf zwei Augen der Welten Geschick.
Nur Den von Estrada durchbohrte sein Blick.

Nicht einen Augenblick hat er geschwankt:
„Ich werde thun, was mein Kaiser verlangt.

Ich reiße entzwei der Verleumdung Netz.
Noch gilt in Spanien Recht und Gesetz.

Ich laß Euch das Land im Frieden und Glück.
Hütet Euch, Graf, ich kehre zurück!"

Er wählte zur Küste den kürzesten Steg..
Viel Thränen flossen auf seinen Weg.

Das Volk lag in Jammer, Angst und Gebet,
Wie wenn ein Kaiser zu Grabe geht.

„Lebwohl, Malinche, und sei getrost:
Bald bringt mich zurück ein glücklicher Ost.

Gonzalo, Du Treuer, nimm sie in Hut,
Du stehst mir für sie mit Leben und Blut.

Lebwohl! Lebwohl! Es war ein Traum!
Mein Sein zerrinnt in eitel Schaum.

Auch ich will in meine Heimath gehn,
Wir werden uns nie mehr wiedersehn!"

Das Schiff entsprang in der pfauchenden Bö,
Malinche stand auf der Klippe Höh.

Sie breitete weit ihre Arme aus:
„Ich komme, Ihr Götter, ich komme nach Haus!

Mein Leid mit tausend Gewalten mich zieht
Zu Euch, Ihr Väter, die ich verrieth!"

Ein Sprung, ein Strudel, schäumend und jach . . .
Gonzalo de Sandoval warf sich ihr nach.

Und rauschend entrissen die Wogen das Schiff
Des trauernden Feldherrn dem zackigen Riff.

Wohl blieb er von den Ketten verschont,
Mit denen man Christoval Colon belohnt.

Er bog vor seinem Kaiser das Knie,
Der Spruch des Gerichts doch wurde ihm nie.

Er harrte und hoffte Jahr um Jahr,
Schwach wurde sein Arm und weiß sein Haar.

Verlassen, vergessen, verbittert und krank,
So starb er. Das war des Kaisers Dank.

Hamburg. Ewald Gerhard Seeliger.

Standard Oil.

Das Bundesgericht in Chicago hat den amerikanischen Petroleumtrust, die Standard Oil Company, wegen Uebertretung des Antitrustgesetzes in 1463 Fällen zu einer Geldstrafe von 29,20 Millionen Dollars verurtheilt. Die allerfettesten Steuerprozesse haben in Deutschland selten mehr als eine Million Mark an Bußen und Nachzahlungen ergeben; die Riesenziffer von über 116 Millionen Mark durfte also einiges Aufsehen machen. Man widmete dieser Millionenpön Leitartikel im politischen Theil und ergeht sich noch immer mit Behagen in allerlei Berechnungen, zu denen die Aesthetik der Zahl im Besonderen und im Allgemeinen Anlaß bietet. Wer kann sich vorstellen, was 116 Millionen Mark sind? Allenfalls wird Einer, der die berühmten hellbraunen Ziegelsteine auf den Zahltischen der Reichsbank liegen sah, sagen: 116 solcher rechteckigen Papierhaufen, die zusammen eine Fläche von vielleicht fünf Quadratmetern bedecken. 116 Bände von je 1000 Seiten: Das ist die papierne Bedeutung der Millionen. Welche Geheimnisse sie sonst noch in sich bergen, lehrt die Geschichte der Standard Oil Company. Roosevelt contra Rockefeller: so müßte das Zeichen dieser Prozeßakten lauten; denn im Petroleumtrust will der wackere rough rider das ganze System des amerikanischen Kapitalismus treffen. Er ist nicht Kommunist, denkt nicht an die Vergesellschaftung des Eigenthums, sondern schwärmt nur für die Einführung einer sauberen Geschäftsmoral ins Dollarland. Bei der Einweihung eines Kriegerdenkmals in Minneapolis hat er jüngst einen dringlichen Appell an die Besitzer der großen Vermögen gerichtet. Seid ehrlich, ehrlich, ehrlich! Ob während dieser Rede Thränen geflossen sind, ward nicht gemeldet. Der Redakteur des Arizona-Kicker will gesehen haben, daß einige anwesende Besitzer „großer Vermögen" über Teddys kindliches Gemüth Thränen gelacht haben. Die Antitrustgesetzgebung ist Roosevelts eigenste Schöpfung. Ob sie ihn, der im nächsten Jahr vom Präsidentenstuhl steigen soll, lange überleben wird? Jetzt ist man drüben etwas unruhig und fürchtet neue Anklagen gegen die Bahngesellschaften, von denen jede, wie der Mann auf der Straße zu sagen pflegt, „Dreck am Stecken" hat. Wenn dann ähnlich judizirt wird wie in Chicago, können die Aktionäre sich freuen: die Dividendenbeträge, auf die sie hofften, werden „verstaatlicht" und die Verwaltungmitglieder wandern nach Sing-Sing Reserven für „außergewöhnliche" Fälle dieser Art giebts nicht; die Aktionäre müssen also die hohen Geldstrafen aufbringen. Das ist ein ganz neues Moment; daran muß man fortan denken, ehe man amerikanische Eisenbahnaktien kauft. Der deutsche Besitzer solcher Aktie ist doch gewiß unschuldig an den Geschäftspraktiken des Großaktionärs Rockefeller, Harriman, oder wie der Drahtzieher sonst heißen mag. Trotzdem muß er für das Handeln dieses fernen Großen mit aufkommen. Roosevelts Feldzug wird jedenfalls nicht dazu führen, daß amerikanische Papiere leichter im Ausland unterzubringen sind. Unsere Banken sind von dieser Campagne denn auch gar nicht begeistert.

Natürlich hat die Standard Oil Company gegen das Urtheil Berufung angemeldet. Manche glauben an einen Systemwechsel beim Rockefeller-Trust, weil der Generaldirektor H. H. Rogers entlassen und durch Henry C. Frick ersetzt worden ist. Rogers war die Unverfrorenheit in Person. Als der Vorsitzende der Abtheilung für eingetragene Gesellschaften beim Handels-Departement, Garfield, über den Petroleumtrust Bericht erstattet hatte, wies Rogers in schroffem Ton alle Be-

schuldigungen zurück und nannte die Behauptung, die Standard Oil Company habe das Gesetz übertreten, unwahr und ungerecht. Die Gesellschaft habe keine geheimen Raten von den Eisenbahnen bezogen. Das wagte der Herr Generaldirektor zu behaupten, obwohl schon erwiesen war, daß dem Trust von der berüchtigten Chicago and Alton-Bahn in mehr als sechshundert Fällen ein Frachtsatz von 7½ Cents für 50 Kilo bewilligt wurde, während die übrigen Verfrachter 19½ Cents zahlen mußten, und daß in achthundert Fällen das Verhältniß 6 gegen 18 Cents gewesen war. Rogers gehört zu den Großaktionären der Standard Oil und sein Kollege John D. Archbold ist mit etwa 8 Millionen Dollars an dem jetzt 98,30 Millionen Dollars betragenden Aktienkapital des Trusts betheiligt. Ob rebus sic stantibus dem Direktorenwechsel ein Umschwung im System folgen wird, ist zweifelhaft. Nicht ganz unerheblich ist dabei noch die Frage, was der berühmte, verhaßte Hauptkontroleur der Standard Oil, John D. Rockefeller, zu einem Einschwenken ins Moralische sagt. Johnny ist heute ein schwerkranker Mann. Wie lange ihm noch vergönnt sein wird, Teddy und die amerikanischen Gerichtshöfe zu foppen, wissen nur die Götter. Aber selbst wenn der Mann, der schon als fünfundzwanzigjähriger Anfänger einem Eisenbahnkönig die kecke Frage zu stellen wagte: „Do you something green in my eye?“, selbst wenn dieser Tyrann stirbt, ist das System Rockefeller noch nicht tot. Die Erben, an ihrer Spitze John, der Sohn, und William Rockefeller, der Bruder, der schon jetzt 30 000 Aktien des Trusts besitzt, werden geneigt sein, die Politik des großen Mannes fortzusetzen. Den Aktionären ist sie nicht schlecht bekommen; die Standard Oil Company hat in den Jahren 1903 bis 1906 Reinerträge von 81, 61, 57 und 65 Millionen Dollars erzielt und daraus Dividenden von durchschnittlich 40 Prozent ausbezahlt. Seit dem Jahr 1898 sind 380 Millionen Dollars an Dividenden vom Petroleumtrust bezahlt worden; und Rockefeller, der etwa ein Drittel des Aktienkapitals besitzt, hat in diesen acht Jahren 120 Millionen Dollars (also beinahe eine halbe Milliarde Mark) geschluckt. Solchen Giganten des Kapitals könnte nur ein Herkules neue Wege weisen. Wäre die Standard Oil Company eine große Aktiengesellschaft und nicht mehr, so könnte man durch Säuberung der Verwaltung die Geschäftsführung bessern; der amerikanische Petroleumtrust steht aber zu allen kapitalistischen Großmächten der Vereinigten Staaten in nahen Beziehungen. Der Bericht des Handelsamtes hat festgestellt, daß die Standard Oil Company am Stahl-, Kupfer-, Fleisch- und Tabaktrust durch Aktienbesitz interessirt ist. Die Kapitalsumme, die von Rockefeller und der Standard Oil-Gruppe kontrolirt wird, hat ein Demokrat, der für ein Gouverneursamt kandidirt, auf 5200 Millionen Dollars (mehr als 20 Milliarden Mark) geschätzt. Davon kommen 400 Millionen Dollars auf Lebensversicherungsgesellschaften, 2000 auf Eisenbahnen, 1800 auf verschiedene Industrien, 160 auf Lokalbahnen, 110 auf Gas und Elektrizität, 195 auf Bergwerke, 180 auf Banken, 180 auf Telephonanlagen und 40 Millionen Dollars auf Schiffahrtunternehmen. Daß es bei solchen Ziffern auf ein paar Millionen mehr oder weniger nicht ankommt, ist klar. Die Zahlen sollen nur ein halbwegs zuverlässiges Bild von der Macht des amerikanischen Petroleumtrusts geben. Und dieser Kolossus soll nun plötzlich moralisch werden? Der bostoner Bankier und Börsenmakler Thomas W. Lawson, der mit seinen Aufsätzen über die „rasende Finanz“ vor zwei Jahren in einer amerikanischen Zeitschrift Aufsehen erregte und den Anstoß zu der Enquete über die Lebensversicherungsgesellschaften

gab, veröffentlichte nach der letzten newyorker Börsenpanik einen Roman, der das Treiben der Standard Oil-Männer schildert. „Broadway 26" ist der an der newyorker Börse gebräuchliche Name der Standard Oil, deren Haus diese Straßennummer trägt. Wenn Broadway 26 einen Coup plant, zittern alle Großen und Kleinen, denen die Mittel erlauben, einen Sitz in Wallstreet zu halten. Lawson mag übertrieben haben; selbst wenn man seine Schilderungen aber alles romantischen Beiwerkes entkleidet und sich nur die Thatsachen herausdestillirt, bleibt immer noch genug übrig, was einen Mitteleuropäer in starres Staunen versetzen kann. Roosevelts Vorgehen ist nicht geringer zu schätzen, weil es sich gegen eine unbezwingbar scheinende Uebermacht richtet. Aber hat der Präsident auch die wirthschaftliche Entwickelung der Union ernsthaft bedacht? Und glaubt er wirklich an dauernden Erfolg?

Der Krieg gegen die Standard Oil hat große Aehnlichkeit mit dem Kampf gegen Tammany. Dieser berühmte newyorker Klub wurde als Hauptsitz der Korruption von der gesammten „anständigen" Presse der Union leidenschaftlich bekämpft. Die Regirung schien mitzukämpfen; aber der Senator Mark Hanna, der (inzwischen gestorbene) „kingmaker", gehörte zu Tammany: und so blieb schließlich Alles beim Alten. Wirds beim Petroleumtrust anders werden? Wirft man ihm „Vaterlandlosigkeit" vor, so darf er dieses Tadels lachen. Er ist amerikanisch bis auf die Knochen; und manches Unternehmen, das zu ihm gehört, ist der Regirung intim befreundet. Die National City Bank, eins der angesehensten amerikanischen Finanzinstitute, hat dem Schatzamt oft gute Dienste geleistet, obwohl (oder: weil) es zum Standard Oil-Concern gehört. James Stillman, der Präsident dieser Bank, ist der Schwager Rockefellers. Frank A. Vanderlip, ihr Vicepräsident, ist der Vorkämpfer für die Idee einer amerikanischen Centralnotenbank. Was er über die Mängel des amerikanischen Notenbankensystems und über die Nothwendigkeit einer Reorganisation gesagt hat, wiegt manches Vergehen der Standard Oil auf. Wenn die Beziehungen zur National City Bank aufhörten, wäre es für die Bundesregirung nicht gut. Ein Institut, das über eine ständige Goldreserve von 50 Millionen Dollars verfügt und bei den Emissionen der Regirung Dienste zu leisten vermag, ist nicht leicht zu ersetzen; und unter den angesehenen Finanzinstituten des Landes sind nicht viele, die gar kein Geldinteresse am Petroleumtrust haben. Auch der einflußreichste Eisenbahnmann, E. H. Harriman, gehört zu den Standard Oil-Leuten. Er ist der Hauptkontroleur der Southern und der Union Pacific. Die Aktien dieser beiden Gesellschaften sind in Deutschland stark gekauft worden. Das giebt dem Verhältniß der Bahnen zur Standard Oil eine für uns besonders wichtige Nuance. Noch zwei andere Bahnunternehmen, deren Shares in Deutschland verbreitet sind, gehören zu der Interessensphäre des Trusts: die Atchison und die Pennsylvania-Bahn. Henry C. Frick, der neue Generaldirektor der Standard Oil, sitzt in der Verwaltung der Pennsylvania. Die hat vor Jahren, unter Vanderbilts Leitung, versucht, sich aus der Umklammerung des Trusts zu befreien und ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Sie gründete die Empire Transportation Company und ließ durch diese „Scheingesellschaft" Tankwagen, Röhrenleitungen und Raffinerien bauen und kaufen. Rockefeller roch sofort den Braten und hetzte die anderen Eisenbahngesellschaften gegen die Pennsylvania. Die mußte die unglaublichsten Kunststücke machen, um Oel zur Beförderung zu bekommen und Frachteinnahmen für sich herausrechnen zu können. Schließlich beförderte sie Petroleum umsonst und zahlte sogar noch acht Cents für das Barrel, um überhaupt Oel in

den Tankwagen nach den Hafenplätzen fahren zu können. Die konkurrirenden Eisenbahnen erlitten bei diesem Spiel natürlich Riesenverluste, die aber von Rockefeller und seinen Leuten getragen wurden. Die Pennsylvaniabahn mußte sich unterwerfen und ihren ganzen Petroleumkram, Tankwagen, Röhren und Raffinerien, an Rockefeller verkaufen. Dieses „Geschäft" war dann Gegenstand einer gerichtlichen Untersuchung, bei der aber nichts herauskam. Ein böses Omen für die neusten Prozesse.

Auf der Kontrole der Transporteinrichtungen beruht, wie der Bericht Garfields hervorhebt, die Macht der Standard Oil Company. Da diese Einrichtungen den Mittelpunkt des amerikanischen Wirthschaftorganismus bilden, ist ein Angriff auf den Petroleumtrust gar nicht ernst genug zu nehmen. Die Eisenbahngesellschaften würden mit getroffen, sind es zum Theil schon und weitere Verurtheilungen werden erwartet. Die Gewährung geheimer Rebaktien und Differentialtarife, die Frachtpolitik, die den Stärksten heimlich begünstigt: dagegen kann das Gesetz vielleicht helfen. Kein Richter aber vermag Etwas gegen das Monopol, das der Petroleumtrust auf die Röhrenleitungen hat. Die Pipe Lines gehören der Standard Oil Company; und alle Beschwerden der Konkurrenz über den so erworbenen Vorrang des Trusts bleiben unwirksam, so lange das Röhrenmonopol nicht auf legalem Wege zu brechen ist. Der Trust hat von den Oelfeldern nach den Verbrauchscentren und der Seeküste Röhren gelegt und berechnet für die Benutzung so hohe Gebühren, daß die unabhängigen Raffineure noch besser wegkommen, wenn sie die theuren Eisenbahnfrachten bezahlen. Die Standard Oil hat die freien Produzenten von dem Bau verwendbarer Röhrensysteme abzuhalten verstanden und verfügt jetzt völlig konkurrenzlos über einen wichtigen Oelbeförderungweg. Niemand kann den Trust zwingen, die Röhrenleitungen anderen Raffineuren zu Bedingungen zu überlassen, die einen Gewinn ermöglichen. Der Streich gegen die verbotenen Eisenbahnrabatte trifft also nur eine Seite des Trustmonopols. Die Standard Oil Company ist heute eben so stark, daß selbst ein Präsident der Republik ihr nicht viel anhaben kann. Ladon.

❦

Wer den Transportdienst einer Eisenbahn besonders oft benutzt, macht sich gern auch besonders günstige Bedingungen aus. Geschieht es öffentlich, so ist kaum Etwas dagegen zu sagen; der große Kunde ist überall besser dran als der kleine. Meist aber geschieht es heimlich. Die Konkurrenten sollens nicht erfahren. Der Kunde zahlt zunächst für jeden Frachtposten den vollen Tarifpreis; am Ende des Jahres werden die von ihm aufgegebenen Frachtmengen addirt, nach dem Vorzugstarif berechnet und der große Frachtkunde erhält die Summe, die der Unterschied des ermäßigten von dem offiziellen Tarif für die Jahresleistung ergiebt. Das vollzieht sich im Stillen. Und diese Rückerstattung wird „Rebaktie" genannt. Geheime Rebaktien sind in vielen Staaten verboten; in Amerika durch die Sherman-Akte. Der Starke soll gehindert werden, sich auch heimlich noch Vortheile zu verschaffen, die dem Schwächeren unerreichbar sind. Die Eisenbahnverwaltung dürfte erklären: Wer uns eine bestimmte Frachtmenge als Minimum zusichert, zahlt die Sätze des ermäßigten Tarifes. Sie soll aber nicht Geheimverträge mit einzelnen Kunden schließen, die dadurch der Möglichkeit eines Monopols näher gebracht werden. Da handelt sichs also um einen der Versuche, die Uebermacht des Großkapitals zu brechen; um einen der Versuche, die viel Ruhm, bisher aber wenig Erfolg eingebracht haben. In welchem Umfang die Standard Oil Company, trotz der Sherman-Akte, die Rebaktienwirthschaft getrieben hat, lehrt die ausführliche Darstellung der Tarbell. Diese ge-

ſcheite und fleißige Frau, die in zwei dicken Bänden Geneſis und Entwickelung des Petroleumtruſts beſchrieben hat, behauptet, er könne ſeine Weltmachtſtellung nicht halten, wenn er an der Fortführung des Reſaktienſyſtems verhindert werde. Möglich. Die Leute, die mit der United States Pipe Line, den Producers and Refiners, den Konkurrenten in Texas fertig geworden ſind, überall große Firmen zu ihren Organen gemacht oder durch Unterbietung zu ruhmloſem Friedensſchluß gezwungen haben, ſind nicht ſo leicht niederzuringen, wie der in Büchern und reiner Theorie Lebende wähnt. Daß ſie jetzt 116 Millionen Mark Strafgeld zahlen ſollen, wird wie ein neues Evangelium bejubelt. Das Laſter erbricht ſich und die Tugend ſetzt ſich zu Tiſch. Weh Dem, der das Urtheil nicht als tapferſten Ausdruck edelſter Weisheit preiſt: er iſt ein ſchmutziger Knecht des Kapitalismus, ein Spießgeſelle Rockefellers und taugt nicht in die Gemeinſchaft der Tugendſamen, der Rooſevelt im Strahlenkranz präſidirt Ob das Urtheil haltbar iſt, ob der Einzelrichter, der es fand und verkündete, nicht, wie manche Juriſten ſagen, den Begriff des zwiſchenſtaatlichen Verkehrs und das Weſen der Aktiengeſellſchaft verkannt hat, ob nicht bei einer ſo ungeheuerlichen Strafe summum ius summa iniuria wäre: nach Alledem wird nicht gefragt. Die Korrupteſten jauchzen beſonders laut. Zu früh. Das Urtheil iſt noch von zwei Inſtanzen zu prüfen. Der alte Rockefeller ſoll, als es ihm während einer Golfpartie mitgetheilt wurde, keine Miene verzogen und ruhig weitergeſpielt haben. Auch dieſe Suppe, dachte er wohl, kommt nicht ſo heiß, wie ſie gekocht iſt, auf unſeren Tiſch. Der Richter in Chicago hat, von ſeinem Standpunkt aus, ja ganz Recht. Der eine Schlag macht ſeinen Namen weltberühmt, giebt ihm von Alaska bis ans Kap Hoorn die Weihen höchſter Popularität. Ein Kerl! Der fürchtet die Milliardäre nicht. (Warum ſollte er?) Der zeigt den Truſttyrannen, was eine Harke iſt. (Warum ſollte er nicht?) Der reißt ihnen faſt ein Drittel des Aktienkapitals aus den Fängen. Ihnen? Sollte der Mann wirklich naiv genug zu ſolchem Glauben ſein? Wenn wir auch einen großen Theil der Aktien beſitzen, wären wir doch nicht allein geſchädigt. Mit uns wärens alle an unſerem Truſt irgendwie Intereſſirten; wäre es ſchließlich die ganze Welt großer Geſchäfte. Il n'y a qu'un argent, ſagt Rothſchild. Der einem verſtändigen Truſtmann mehr gilt als Rooſevelt. Herr Theodor läßt ſich von der Strömung treiben; wie Sherman, wie Elkins mit ſeinem Antitruſtgeſetz, wie Alle, die von demagogiſchen Künſten Etwas hoffen. Als Rooſevelt das Erbe Mac Kinleys angetreten hatte, ließ er eine Botſchaft ins Land ergehen, die unſer Handeln pries; ohne unſere Leiſtung, meinte er da, wäre der beiſpielloſe Aufſchwung der amerikaniſchen Wirthſchaft unmöglich geweſen. Das iſt ſechs Jahre her. Die Demokraten ſchienen nach ihren verunglückten Silberfeldzügen für eine Weile ohnmächtig. Da ſie ſich über Erwarten ſchnell erholten und Bryan bald wieder in überfüllten Sälen ſprechen konnte, verſuchten die Republikaner, ihnen die wirkſamſten Schlagwörter wegzuſchnappen. Wer weiß, wohin bei den Wahlen ſonſt die Stimmung neigte? Alſo: Gegen die Truſts! Gegen die Leute, die in unſerem freien Land keine Selbſtändigkeit mehr dulden. Gegen das Häuflein, deſſen Geldbeſitz faſt halb ſo groß iſt wie das geſammte Nationalvermögen der Vereinigten Staaten. Das wirkt immer. Darüber konnten ſelbſt die wildeſten Demokraten nicht weit hinaus. Wir wurden von allen Moralpfaffen geächtet. Daß wir die Gefahren der Ueberproduktion und der Schleuderkonkurrenz ausſchalten, immer wiſſen, was der Markt aufnehmen und verwerthen kann, Produktion und Organiſation dem modernſten Bedürfniß anpaſſen: Alles war ſchnell vergeſſen. Auch unſere private Wohlthätigkeit. Die Unmöglichkeit, fähige Menſchen am Fortkommen zu hindern. Wenn wieder Kerle auftauchen, die, wie mein Bruder Bill und ich, aus einer kleinen Oil Factory ein

Riesenunternehmen machen, müssen wir die Ohren steif halten. Daran dachte Niemand mehr. „Zweitausend Menschen hat der Whiskytrust brotlos gemacht!" Die Zweitausend haben rasch wieder Arbeit gefunden; und wenn der Whiskytrust viertausend Hände sparen konnte, bewies er eben dadurch, wie rationell und billig seine Wirthschaft im Vergleich mit der anarchischen der Einzelbetriebe war. Doch Vernunft findet kein Gehör mehr. Der Herr Präsident, der sich einen Caesar träumt, ruft zum Kampf gegen uns; sieht in uns nicht mehr die Förderer des Nationalreichthums, sondern Schädlinge, wünscht, daß alle Staaten der Union mit Feuer und Schwert gegen uns wüthen, und behandelt uns in seinen Reden und Botschaften schließlich wie eine Räuberbande. Schilt im Reiterton den Gerichtshof, der Armour und Genossen nicht verurtheilt. Und stachelt den Pöbel instinkt so klug, daß wir bald in einer Atmosphäre des Hasses leben. Nur zu begreiflich, daß sich jetzt in Chicago ein kleiner Richter, der nach Popularität lechzt, in seinem Stühlchen zurechtrückt und schnauzt, wir seien gefährlicher als Postdiebe und Falschmünzer. Zum Lachen. Was hat der Gerngroß für die Vereinigten Staaten gethan? Wir haben sie reich gemacht, kein noch so großes Risiko je gescheut und mit unserer Promotorenkunst das Land des Sternenbanners zur Weltherrschaft geführt. Nur Kinder wundern sich darüber, daß Spähne fallen, wo gehobelt wird. Will man uns hier nicht mehr: in Rußland, Ostasien und anderswo läßt sich auch leben und Geld verdienen. Dann werden die Schreier sehen, wie weit sie ohne uns und unsere gehaßten Milliarden kommen. Dann giebts wilde Schlachten um den Petroleumpreis und den Vortheil haben die Deutschen mit ihren rumänischen Quellen. Obs Onkel Sam gefällt, wird sich zeigen. Vielleicht sehnt er sich bald wieder nach unserer verschrienen „Allmacht", unserem „Staat im Staat" zurück und findet die gerühmte Gewerbefreiheit noch weniger nützlich als das Trustsystem, das ihm doch recht ansehnlichen Profit gebracht hat. Schwere Erschütterungen kann unsere junge Wirthschaft noch nicht ertragen; gerade jetzt nicht, wo die Gefahr des Kampfes um den ostasiatischen Markt in beschleunigtem Tempo naht und die Japaner entschlossen scheinen, ein ernstes Wort mit uns zu reden, sobald sie ihre Kriegskähne ausgeflickt haben und mit Geschütz und Munition in Ordnung sind. Ein fühlbarer Rückgang unserer Wirthschaft: und wir haben die gelben Kerlchen auf dem Hals. Dieser Rückgang wäre aber unvermeidlich, wenn man uns abwürgt oder doch das Leben völlig verleidet. Morgan und mancher Andere hat das Treiben satt und will auswandern. Dann mag das Land mit Roosevelts Lorber seinen Hunger stillen. Daß Einer sich mit Haut und Haar dem Sozialismus verschreibt, ist zu begreifen. Kein Privateigenthum mehr. Alles Besitz der Gesellschaft, die auf ihre Kappe Geschäfte macht und das Futter vertheilt. Darüber läßt sich reden. Aber Kampf gegen die Plutokratie? Alte Kinderei. Wer den Kapitalismus will, muß auch seine modernsten Formen wollen; selbst wenn er sie für Uebergangsformen hält. Zehntausend kleine Schweinereien sind nicht sauberer als eine große. Arbeit und Spesen zu sparen, ist immer nützlich. Der große Unternehmer ist zehnmal schlauer als Gesetzgeber und Richter: statt des einen gesperrten Weges findet er schnell mindestens drei andere, die an sein Ziel führen. Und die unangenehmsten Folgen der Geschäftsschädigung trägt nie er allein. Die wälzt er auf die Konsumentenmenge ab. In Wallstreet sieht mans schon ein. Deroute als Folge des Feldzuges gegen die Trusts. Am Ende brauchen wir das Strafgeld nicht zu zahlen, also auch den Petroleumpreis nicht zu erhöhen, um die dreißig Millionen Dollars herauszuschinden. Die Suppe kommt nicht so heiß, wie sie gekocht wird, auf den Tisch. Und es wäre blanke Thorheit, sich durch solche Bagatelle etwa im Golfspiel stören zu lassen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Max Marcus & Co., Bankgeschäft

Kuxenabteilung
Abteilung für Actien ohne Börsennotiz.

BERLIN NW. 6, Luisenstrasse 36.

Kommanditiert von S. H. Oppenheimer jr, Hannover.

Essener Niederlassung: Münzesheimer & Co. **Ständige Vertretung an den Börsen: Berlin, Hamburg, Essen, Düsseldorf. Telegr.-Adr.** Berlin u Essen **Bergwerkswerte.** Hannover **Oppenheimer jr. Telefon** Berlin Amt IIIa 4120. 4121. 4122. Essen 39. 313. 1033 Hannover 55. 2046. 2614.

Specialabteilung für Kolonialwerte.

(unt. Vorb)	Käuf. %	Verk. %	(unt Vorb)	Käuf. %	Verk. %
Afrikanische Compagnie	105	110	„Meanja" Pflanzungsges., A.-G. .	—	85
Borneo-Kautschuk-Compagnie...	—	98	Moliwe Pflanzungsgesellschaft	79	85
Deutsche Agaven-Gesellschaft...	—	120	Neu-Guinea-Comp.-Vorzugs-Ant.	92	99
Deutsch-Ostafrik. Plantag.-Ges..	15	20	Safata Samoa-Gesellschaft	—	100
Deutsch Ostafrik. Ges. St.-Ant..	98	102	Samoa-Kautschuk-Comp., A.-G.	—	98
do. Vorz.-Ant.	99	102	Usambara-Kaffeebauges., St.-Ant.	29	32
Deutsche Hdl.-u.Plant.-Ges.d.S.-I.	212	217	Westafrikan. Pflanzungs-Gesell-		
Deutsche Kol.-Ges. f. Südwestafr.	190	196	schaft „Bibundi", St.-Ant.	66	74
Deutsche Samoa-Gesellschaft ...	83	87	do. Vorz.-Ant.	101	105
Jaluit-Gesellschaft...	303	315			
Kamerun-Kautschuk-Compagnie	—	99			

Alle Geschäfte schliessen wir als **Eigenhändler** und **provisionsfrei** ab. **Abgeschlossen 9. August 1907.**

JEDEN DONNERSTAG ERSCHEINT

MORGEN

WOCHENSCHRIFT FÜR DEUTSCHE KULTUR

HERAUSGEGEBEN VON WERNER SOMBART, RICHARD STRAUSS, RICHARD MUTHER, GEORG BRANDES, H. V. HOFMANNSTHAL.

DAS HEFT 50 PF. **QUARTALSABONNEMENT 6 M.**

MARQUARDT & Co., Verlag, BERLIN W. 50, EISLEBENERSTR. 14.

Photo-Apparate!

Ohne unseren **neuen** Katalog P, den wir Jedermann umsonst und frei übersenden, kauft man photogr. Apparate unbedingt

voreilig.

Union-Cameras werden nur mit Anastigmaten von Goerz und Meyer ausgerüstet. **Lieferung gegen bequeme Monatsraten.**

Stöckig & Co.

Dresden-A. 16 u. Bodenbach i. Böh.

Goerz Triëder-Binocles
Französische Ferngläser
Vergrösserungs-Apparate

gegen bequeme Monatsraten.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.
Freitag, d. 16., Sonnab., d. 17. u. Montag, d. 19./8.
Robert und Bertram.
Sonntag, den 18./8. **Das Wintermärchen**
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Kammerspiele.

Anfang 8 Uhr.
Freitag, d. 16., Sonnab., d. 17. u. Montag, d. 19./8.
Frühlings Erwachen.
Sonntag, den 18./8. **Gyges u. s. Ring.**
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.
Der Teufel lacht dazu
Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz in 8 Bildern von **Julius Freund.**
Musik von **Victor Hollaender.**
Bender. **Bella Frankhe**
Josephi. **Georg Kaiser**
Phila Wolff.

Cabaret Unter den Linden 22.
Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Neues Theater

Freitag, den 16., Sonnabend, den 17., Sonntag, den 18. und Montag, den 19./8. Abds. 8 Uhr.
Der Dieb.
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Kleines Theater.

Freitag, den 16, Sonnabend, den 17., Sonntag, den 18. und Montag, den 19./8. Abds. 8 Uhr.
Vater und Sohn
Lustspiel von **Gustav Essmann.**
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Hotel und Café Dorotheenhof

Weingrosshandlung
Direktion: **Richard Zernik**
Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24,
neben dem Wintergarten.

Restaurant u. Bar Riche
Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).
Treffpunkt der vornehmen Welt
Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung
SW. 11, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.
Terrains, Baustellen, Parzellierungen.
I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.
Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Dr. Ziegelroth's
1) **Luft- und Sonnenbad.** 2) **Behandlung Fettleibiger und Zuckerkranker.** 3) **A-B-C** für junge Mütter. 4) **Kochbuch** des Sanatoriums. Zu beziehen durch das Büro von
Dr. Ziegelroth's Sanatorium, Zehlendorf b. Berlin, Wannseebahn.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 75 Pfg.

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus

Am Nollendorfplatz. Anfang Abends 8 Uhr.

Freitag, den 16., Sonnabend, den 17., Sonntag, den 18. und Montag, den 19./8.

Ensemblegastspiel unter Leitung von **Harry Walden.** **Raffles** **(Sommerpreise).**

Gebr. Herrnfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.

Heute und folgende Tage Abends 8 Uhr:

Die Anton und Donat Herrnfeldsche Novität **„Madame Wig-Wag“,** Operetten-Burleske. Musik von L. Ital.

Dazu die Separée-Affäre: **Es lebe das Nachtleben!**

mit den Autoren Anton und Donat Herrnfeld in den Hauptrollen.

Vorverkauf täglich von 11—2 Uhr (Theaterkasse).

Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. **Eintritt 1 Mk. Sonntags 0,50 Mk.**

Verzeichnisse kostenlos

Griebens Reiseführer

in allen Buchhandlungen

Verlag von Albert Goldschmidt - Berlin W 62

Für Magen-, Darm-, Zucker-, Gichtkranke, Fettsüchtige Abgemagerte etc.

Dr. Oeders Diätkuranstalt, Niederlössnitz bei Dresden, Borstr. 9.

MAGEN-DARM-KRANKE

wend. sich *) z. Untersuch. ih. Entleerg. - zwecks m. durch Vermittlg. d. Hausarztes - an d.

Spezial-Laboratorium für stuhlanalytische Aufgaben

Dr. Thalwitzer,

Tarife. Anweisungen. **Kötzschenbroda/Dresden.** Versandtgefässe.

*) Die wissenschaftliche Stuhlanalyse schafft genaue Einblicke in die Funktion des Verdauungsweges und ist für die Mehrzahl der Fälle Grundlage jeder rationellen Behandlung! Das Laboratorium ist hinsichtlich Spezialisierung und methodischer Zusammenarbeit von Arzt und Chemiker das einzige seiner Art!

Heilmagnetismus.

Zur gründlichen Ausbildung in magnetischer Heilmethode durch einen prakt. Arzt wollen sich Herren und Damen, welche sich für dieses Fach interessieren, für einen demnächst beginnenden 4wöchentlichen Cursus melden. Personen, welche sich hierzu für befähigt halten, wollen nähere Details unt. **N. 1491** an **Heinr. Eisler,** Annoncen-Expedition **Berlin, Jerusalemerstr. 66** einsenden.

Soeben erschienen! **Hochaktuell durch** d. Prozess der **Tatiana Leontiew**

Geschichte d. öffentlichen Sittlichkeit in Russland.

Von **Bernh. Stern.**

Erster (*) abgeschlossener Teil. 502 Seit. m. **29 teils farb. Illustr.** M. 7.—, Geb. M. 9.— Sterns Werk bildet die **furchtbarste Anklage, die je gegen Russland erhoben ward.** Alle im **Prozess Leontiew** zu Tage gekommenen Sittenschildergen. werd. hier **eingehend** nach **authent. Quellen** geschildert! **Ausführl. Prospekte u. Verlagsverzeichn. üb. kultur- u. sittengeschichtl.** Werke gratis frco.

H. Barsdorf, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2

OPEL Rüsselsheim a. M.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

Motor-Droschken-Last- und Geschäftswagen
Man verlange besondere Preisliste.
Gewann den **Kaiserpreis** 1907 als bester deutscher Wagen **OPEL**

Schriftsteller

Bekannter Verlag übern. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Aeuss. günst. Beding. Off. unt. J. 205. an **Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.**

„Observer" Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien I, Concordiaplatz 4,
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten
Zeitungs-Ausschnitte
über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis.

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium
für **Zuckerkranke**
Dresden-A., Lukasstr. Eigenes Laboratorium. Näheres im Prospekt.

Nach berühmten Badeorten

mit dem Doppelschrauben-Dampfer
„Meteor".
Abfahrt von Hamburg 3. September.
Besucht werden die Plätze: **Rotterdam** (für Scheveningen), **Ostende, Havre** (für Trouville), **San Sebastian, Bayonne** (für Biarritz), **Jersey, Guernsey, Ryde, Brighton, Helgoland.**
Reisedauer 18 Tage.
Fahrpreise von Mk. 325 an aufwärts.
Alles Nähere enthalten die Prospekte.
Hamburg-Amerika Linie,
Abteilung Vergnügungsreisen.
Hamburg.

Meiningen Sanatorium für **Nervenkranke** und **Entziehungskuren.** Modern nach physik.-diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte Bettenzahl. Beschäftigungskuren. Freiluftkuren. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. **C. A. Passow.**

Sanatorium Trebschen
Schnellzugstation Züllichau
Moderne Kuranstalt für diätet. u. physikal. Heilweise
Individuelle Behandlung. Beste Heilerfolge. Höchster Komfort. Künst er. Einrichtung. Sommer und Winter geöffnet. Prosp. frei.
Dirig. Arzt: **Dr. med. Brennecke,** früh. Assistent von Geheimrat Prof. Dr. Unverricht (Magdeburg) und Prof. Dr. Boas (Berlin)

Verfasser
von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Stroop
vom Kaiserlichen Patentamt in Berlin unter Nr. 86551 gesetzlich geschützt.
Krebs-, Magen- und Leberleidende und alle, die sich für **Blutreinigung** interessieren, erhalten Prospekt umsonst durch **A. Stroop, Neuenkirchen Nr. 24,** Kreis Wiedenbrück, Westf.

Schockethal
b. Cassel. Hervorr. Kuranst. f. natürl. Heilw. Gr. Erfolg. Entzückende Lage. Prosp. Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel

Herbst-, Obst- u. Traubenkuren

Oberwaid
b. St. Gallen. (Schweiz)
Sanatorium ob. d. Bodensee,
auch zur **Erholung u. Nachkur. Physikal.-diätet. Heilweise** nach **Dr. Lahmann.** Subalpines mild. Klima. Herrl. Lage. Illustrierte Prospekte frei.

Wie gewinnt man
neue Lebensfreude? oder das **Sexual-Nerven-System des Menschen** und dessen Auffrischung und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel, Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.**

Nervenschwäche der Männer
Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert **Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.**

Kein **Kranker** und **Nervenschwacher** lasse unversucht die
Elektrische Kuren
v. **J. G. Brockmann, Dresden,** Mosczinskystr. 6.
Eine Reform-Naturheilkunde, womit jeder seine Kur im eigenen Heim ohne Berufsstörung machen kann. Prospekte über Selbstbehandlungsapparate gratis und franco. Grossartige Erfolge aktenmässig nachweisbar.

Weck's Frischhaltung
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Koche auf Vorrat
Drucksachen über:
Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
J. Weck, Ges. m. b. Haftung, **Oeflingen,** A. Säcking **(Baden)**
Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von **ALKOHOL**

Kurhaus Schloss Tegel bei Berlin.
Sanatorium für Physikal.-diätetische Therapie.
Spezialanstalt für psychische Behandlung nervöser Zustände.
Arbeits- und Beschäftigungskuren. **Dr. J. Marcinowski.**

BERLIN
DER KAISERHOF
DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT
GRAND RESTAURANT KAISERHOF
GRILLROOM KAISERHOF
FESTSÄLE KAISERHOF
GROSSE HALLE KAISERHOF FIVE O'CLOCK-KONZERT 4—6.

Die Gemälde-Galerie im Hause
Faksimilie-Nachbildungen von Gemälden alter Meister, vollständig getreu in den Farben und meist auch in der Grösse der Originale

Die
Niederländ. Malerei
von **Van Eyck** bis **Pieter Breughel**
50 Blatt in 10 Lieferungen à M. 100.—
Erschienen ist Lieferung 1—6
Es wurden nur 100 Exemplare gedruckt, die beim Verlage bereits vergriffen

Die
Italienische Malerei
des
XV. u. XVI. Jahrhunderts
Nachbildungen
von 75 Hauptwerken, ausgewählt und herausgegeben
von
Wilhelm Bode
75 Blatt in 15 Lieferungen à M. 100.—. Es erschienen bish. 2 gerahmte Probebilder
Lieferung 1
erscheint in diesem Jahre
Nur 150 numerierte Exemplare.

Die
Deutsche Malerei
von Meister
Wilhelm von Köln
bis **Adam Elsheimer**
Nachbildungen v. 50 Hauptwerken, ausgewählt und herausgegeben
von
Max Friedländer
10 Lieferungen à M. 100.—
Lieferung 1
erscheint Ende dieses Jahres
Nur 150 numerierte Exemplare

Den Kunstkennern und Kunstfreunden sind hier Nachbildungen geboten, an denen sie absolut denselben Genuß wie an den Originalen selbst haben.

Ausführliche Prospekte bitte ich zu verlangen

A. Ackermann Nachfolger (Karl Schüler), München, Maximilianstr 2
Hofbuch- und Kunsthandlung

Die **Hypotheken-Abteilung** des

Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9—4 Uhr.

Seebäder-Dienst der Hamburg-Amerika-Linie

Von Hamburg nach den Nordseebädern

Cuxhaven
Helgoland
Westerland a. Sylt
Amrum, Wyk a. Föhr
v. 29. April bis 30. September

Norderney, Borkum, Juist und Langeoog
v. 16. Juni bis 15. September

fahren der neue Turbinen-Schnelldampfer
„Kaiser“

u. die bewährten Schnelldampfer
„Cobra“, „Prinzessin Heinrich“, „Silvana“.

Abfahrt St. Pauli Landungsbrücke. Werktags 8^{00} Vm. Sonntags 7^{30} Vm

Fahrpläne und Fahrkarten bei dem Seebäder-Dienst der Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg IX, dessen Agenten u. den grösseren Eisenbahnstationen.

Morphium-

Entziehungskuren leitet im Hause des Patienten

R. Rehfeld, Adr. **Berlin NW.**, Pritzwalkerstr. 10.

Im herrlichen Zackental!

„Sanatorium Zackental“

(Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn—Schreiberhau.
Fernsprecher 27.
oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neurasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. **Windgeschützte, nebelfreie,** nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. **Ganzes Jahr geöffnet.** Näheres Dr. med. **Bartsch,** dirig. Arzt oder **Administration in Berlin S.W., Möckernstr. 118.**

Henkell
Trocken

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.